35. Jahrgang 12. Juni 1919 Heft 37



Reclams Universum

Illustrierte Wochenschrift

Heftpreis 55 Pfennig. Vierteljährl. 6.50 Mk. und 20 Pf. Bestellgeld.

Beachtenswerte Mitteilungen

Zwischen Lipp' und Kelchesrand soll man sich noch besinnen, ehe man trinkt, damit nichts Unedles in die Kehle dringt. Wenn es nicht etwas ganz Probates ist, soll man es lieber ungenossen lassen. Aber bei den altbewährten Erzeugnissen der C. L. Kempe & Co., A.-G., Oppach i. S. hat man alles Prüfen nicht mehr nötig, ohne Besinnen kann man einen Kognak „Edel" oder Kognak „Exquisit" trinken. Ohne Zögern greife man zu, wenn „St. Afra"-Likör im Glase glänzt, und sie alle bringen die echte Frühlingsstimmung, sie zaubern uns die volle Schönheit des Lebens im Lenz vor Augen.

An die Frauen, besonders an die Mütter, stellt die Gegenwart starke Anforderungen hinsichtlich ihrer häuslichen Aufgaben. Aber wichtiger noch wie diese ist die Sorge für die Zukunft. Sie sicher zu stellen, muß auch Pflicht der Hausfrau sein. Der beste Weg hierzu ist die Lebensversicherung. Außer in den allgemein üblichen Formen besteht sie noch als Aussteuer-, Kinder- und Sparversicherung. Alle diese Versicherungsarten werden u. a. von dem auf Gegenseitigkeit begründeten Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Verein in Stuttgart, einem der ältesten Versicherungsunternehmen, angeboten und an jedermann bereitwilligst Rat und Auskunft erteilt. Bei Anfragen beliebe man sich auf Reclams Universum zu beziehen.

Der Toilettetisch jeder Dame ist bezeichnend dafür, wie sie auf die Pflege ihres Äußeren bedacht ist. Die auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911 prämiierten Erzeugnisse der Frau Elise Bock, G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg, Kantstraße 158 (am Zoo), sind hervorragend auf dem Gebiet der Haut- und Gesichtspflege. Wir empfehlen ihren Gebrauch jeder Dame, die Wert darauf legt, sich ihre Schönheit und Jugendfrische zu erhalten und pflegen. Insbesondere fertigt das Institut auf Wunsch als Spezialität auch individuell angepaßte kosmetische Präparate an, um dauernde und gewisse Erfolge zu erzielen.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Geschichte und Zeitgeschichte.

Historisch-politische Jahresübersicht für 1918. Von Gottlob Egelhaaf. (Carl Krabbe Verlag Erich Gußmann in Stuttgart. Geb. 5,60 Mark.) Dieses kleine Jahrbuch, das jetzt in seinem 11. Jahrgang vorliegt, hat sich als ein überaus brauchbares Hilfsmittel zur Orientierung in der allerneuesten Geschichte bewährt. In kurzer, aber doch klarer und erschöpfender Weise berichtet der Verfasser über alle bemerkenswerten Vorgänge des abgelaufenen Jahres und läßt uns noch einmal im Fluge eine drangvoll bewegte Zeit durchleben, in der das geschulte Auge des Historikers die bedeutsamen Einzelheiten festgehalten hat. Der vorliegende Jahrgang ist besonders auch dadurch wertvoll, daß er eine zusammenhängende Schilderung des Verlaufs des Weltkrieges und der Revolution im Jahr 1918 bietet.

Die deutsche Revolution. Band 1: Bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung. Von Ferdinand Runkel. (Verlag Fr. W. Grunow, Leipzig. Geb. 6 Mark.) In diesem ersten starken Band eines großen Werkes, das berufen scheint, sich zu einem der bedeutendsten Werke über die Revolution auszuwachsen, hält sich der Verfasser bei erschöpfender und fesselnder Schilderung der Zeitereignisse streng an die Tatsachen und an die Wahrheit. Überaus reich ist der vorliegende Band an Dokumenten und Aktenstücken, die zum guten Teil schon jetzt im Original vernichtet und für die Nachwelt verloren sind. Aber auch die Darstellung zeichnet sich durch klare Gestaltungskraft aus.

Flugblätter für Deutsch-Österreichs Recht. Herausgegeben von Dr. A. R. v. Wotawa. In einer neuen Folge von Flugschriften kämpft der Herausgeber um das Recht der Deutsch-Österreicher. Und zwar erschienen folgende sehr beachtenswerte Schriften: Nr. 14: Denkschrift der Deutschen Mittelmährens, unterbreitet der Friedenstagung zu Paris. Nr. 15: Das Kuhländchen. Denkschrift zur Wahrung des Selbstbestimmungsrechts in Nordmähren. Nr. 17: Die Wirtschaftskräfte Deutsch-Österreichs. Von Prof. Dr. Franz Heiderich. Nr. 18: Der Anschluß Deutsch-Österreichs an Deutschland. Von Prof. Dr. K. G. Hugelmann. Nr. 19: Das deutsche Murtal von Spielfeld bis Radkersburg und die Slowenen. Von Dr. Franz Kamnicker. Nr 20: Die Olmützer Sprachinsel. Nr. 21: Deutsch-Südmähren an Wilson. Nr. 22: Das ostmährisch-schlesische Industriegebiet, eine selbständige neutrale Republik. Nr. 24: Eine tschechische Sprachenkarte Böhmens, Mährens und Schlesiens.

Heereswesen.

Klassenarmee und Volkswehr. Von Richard Seidel. (Verlag Paul Cassirer, Berlin. 3,50 Mark.) Das Buch vertritt die Ansicht, daß der Militarismus das politische Leben Deutschlands wie ein eiserner Ring umschloß. Soll das Volk frei sein von allen seinen Fesseln dann muß auch das Heer erfüllt sein vom Geiste der Demokratie und Menschlichkeit. Das Buch will den Weg dorthin weisen.

Der deutsche Offizier der Zukunft. Gedanken eines Unmilitärischen von Arno Voigt. (Verlag J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart. Preis 3,50 Mark.) Die Schärfe, mit der der Verfasser die Schäden des alten Systems geißelt, paart sich mit einer ganz seltenen Objektivität, die in wohltuender Nüchternheit Übertreibungen meidet und sich von allem Doktrinarismus frei hält. Es handelt sich hier um keine unfruchtbaren Rückblicke, sondern um eine Kritik, die zugleich neue Werte schafft, indem sie die Abhilfen aufzeigt.

Die alte Armee und ihre Verirrungen, eine kritische Studie, von G. von Gleich, Generalmajor. (Verlag K. F. Köhler. Leipzig. Geh. 3,50 Mark.) Der Verfasser, der sich während des Krieges als Truppenführer an den verschiedensten Fronten hervorgetan hat, veröffentlicht die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Untersuchungen über die Verirrungen der alten Armee. Wenn auch die Kritik in schonungsloser, aber sonst sachlicher Art geübt wird, so fühlt doch der aufmerksame Leser, daß des Verfassers Bewunderung den tapferen Truppen der alten Armee und ihren Offizieren gilt. Weiterhin werden die Ausführungen des erfahrenen Generalstäblers über Abrüstung, Völkerbund, Weltfrieden und freiwilligen Gehorsam des Volksheeres Beachtung finden.

Soziales.

Führer durch das Schrifttum der deutschen Sozialdemokratie. Von Ernst Drahn, Leiter des Archivs der Soz. Partei Deutschlands. 1919. Verlag für Sozialwissenschaft G. m. b. H. Berlin SW. 68. 1,25 Mark. Wer die Literatur der sozialistischen Gedankenwelt über irgend eine Kulturfrage sucht, findet hier schnell das Gewünschte nebst allen dazu erforderlichen Angaben.

Das Ich in der Masse. Der Persönlichkeitswert im Gemeinschaftsleben. Von H. Bousset. (Verlag H. Bousset, Berlin. 0,70 Mark). Der Verfasser tritt ein für die Demokratisierung der Betriebe, sieht aber die Möglichkeit der Neuentwicklung in erster Linie in dem geistigen Neuaufbau, der das Ich aus der Masse emporhebt, zu völliger freier Hingabe an die Arbeit.

Reclams Universum

35. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis zu Heft 37:

12. Juni 1919

Illustrierte Weltrundschau:

Aufsätze und Rundschauen:

Seite
Paul Schultze-Naumburg. Zu seinem 50. Geburtstag. Von Jos. Aug Lux 163
Zwischen Krieg und Frieden 166
Der Zug des Todes 170

Abbildungen:

Paul Schultze-Naumburg. (Bildnis-Kunstbeilage.)
Haus Saaleck 163
Aus Schloß Cecilienhof: Haupthof. — Prinzenhof. — Speisezimmer 164
Bücherei in Saaleck. — Halle in Schloß Cecilienhof 165
Altenhof bei Eckernförde 165
Emanuel Reicher 166
Straßenszenen aus der Revolutionszeit. Nach Zeichnungen von M. Zschoch 167
Hedwig Dohm † 168
Professor Heinrich Sohnrey 168
Präsident Adelung 168
Linienschiff „Sachsen" 169
Zusammenbruch einer Hängebrücke in der Schweiz 169

☆ ☆ ☆

Kerkermauern. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Lely Kemp n. (Abbildung.)
Der Baumeister von Alt-Leipzig. Roman von Heinrich Welcker. (Fortsetzung) 588
Seite
Der Märtyrertod des heiligen Stephan. Nach einem Gemälde von C. Fracassini. (Abbildung) . 592
Leute von Heute. Eine Galerie unberühmter Zeitgenossen. Von Leonore Niessen-Deiters 592
Im Volkston. Gedicht von Kory Towska 593
Gespensterſehen. Von Felix Linke 594
Der Hexenmeister. Nach einem Gemälde von Ritter August Hoffmann von Vestenhof. (Kunstblatt.)
Hebet die Herzen! Gesang in den Frühling von Otto Riebicke 596
Vertiefung. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Th. und O. Hofmeister. (Abbildung) 597
Eine Zukunftsaufgabe des deutschen Buches. Gedanken und Anregungen für eine deutsche Kulturpropaganda. Von Dr. Hanns Martin Elster 597
Notizen. Von Max Hayek 598
Familie Ohrwurm. Zur Ehrenrettung eines Verkannten. Von Carl W. Neumann. (Mit zwei Zeichnungen von Hermann Rasche) 599
Familie Ohrwurm. — Aus dem Leben der Familie Ohrwurm 599
Dämmerung. Gedicht von F. W. Wagner 600
Die goldene Gasse. Novelle von Hans Hauptmann 601
Die alte Gasse. (Abbildung) 601

☆ ☆ ☆

Beachtenswerte Mitteilungen. Neuigkeiten für den Büchertisch. Rätsel und Spiele. Unsere Witzecke. Haus- und Zimmergarten. Briefkasten. Bädernachrichten. Für Küche und Haus.

Phot. Erfurth.

Paul Schultze-Naumburg.

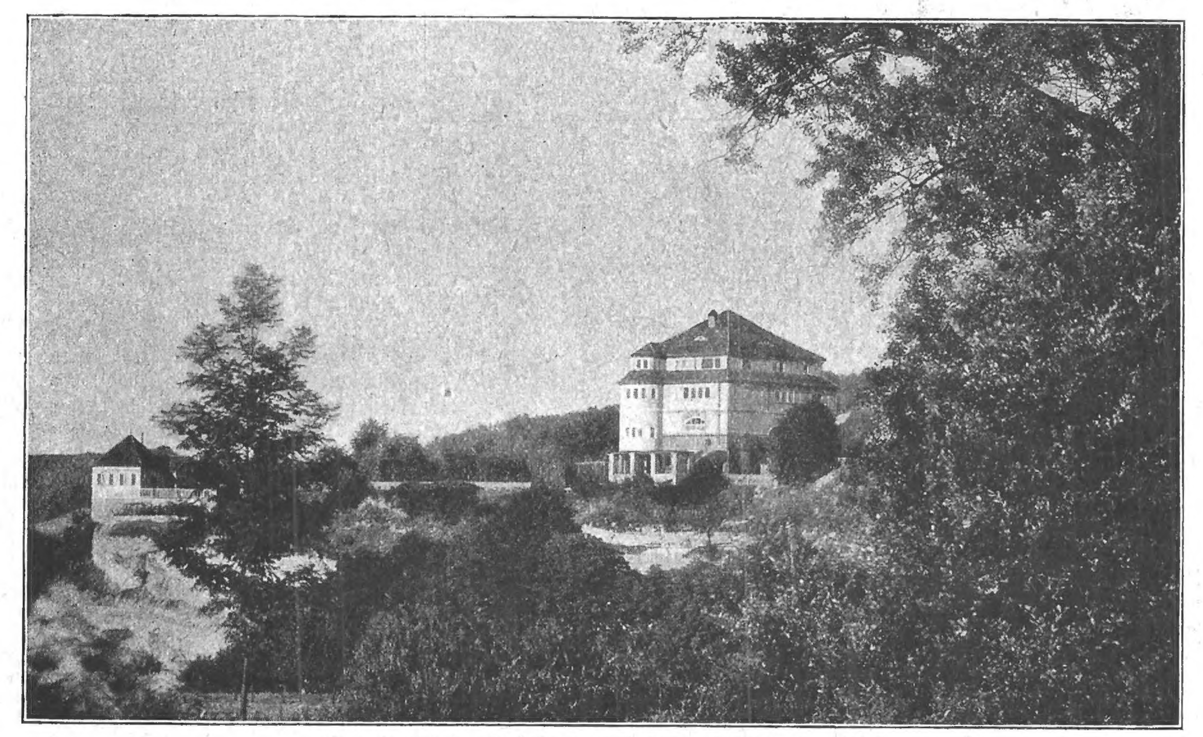




Paul Schultze-Naumburg. Zu seinem 50. Geburtstag. Von Joseph Aug. Lux.

Hierzu eine Bildnis-Kunstbeilage und sieben Abbildungen.

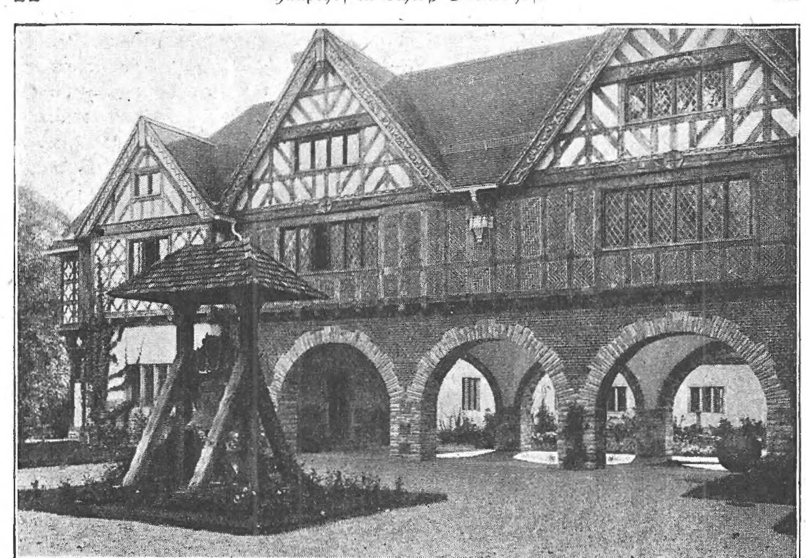
Diesem Geburtstagsgruß nach Saaleck würde ich gern die seherische Kraft einer Zukunftsbotschaft geben, einer prophetischen Vorschau, statt bloßem Glückwünschen mit rosigem Rückblick. So gewinnen die Geburtstagsgedanken, die mir gleich vielen Freunden des Jubilars ein persönliches Seelenfest sind, zugleich Richtung und Sinn auf das Deutschtum, das nach seinem tiefen Fall nicht auf seinen inneren Wiederaufstieg verzichten braucht. Im Gegenteil; wenn etwas in den Tagen der schwersten nationalen Erschütterungen und Prüfungen Halt und Zuversicht gibt, so ist es der Hinblick auf seine besten Männer, die das kulturelle Deutschland verkörpern und zugleich seine Vergangenheit und seine Zukunft sind. Zu diesen vorbildlichen Deutschen gehört Paul Schultze-Naumburg. Wenn ich ihn mit einem einzigen treffenden Wort charakterisieren soll, das sein Wesen und Wirken unter ein scharfes Schlaglicht stellt, so würde ich ihn als Goethe-Deutschen bezeichnen, deren es heute nicht allzu viele gibt. Ein Goethe-Deutscher ist Schultze-Naumburg nicht nur als praktischer Kulturerzieher, sondern vor allem auch als Künstler seiner ganzen Form- und Weltanschauung nach. Zu Naumburg am 10. Juni 1869 geboren, also im Herzen Deutschlands, fand er in der thüringischen Heimat überall noch Goethesche Überlieferung. Aber es gehörte freilich diese künstlerische Wahlverwandtschaft dazu, die ihn als Individualität auszeichnet, diese Heimatzüge zu ergreifen, für die seine Generation bereits blind geworden war. Er mußte sehen, wie das neben ihm aufstrebende Geschlecht, einseitig wirtschaftlich interessiert, dieses überlieferte Bild heimatlicher Schönheit zu entstellen begann und durch Industrieanlagen unter der Herrschaft eines schlechten Geschmacks und einer betrübenden Baugesinnung dieser schönen Landschaft die Züge der Häßlichkeit eingrub. Es ist eine traurige Tatsache, daß die aufstrebende wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, der seit 1870/71 sich entwickelnde Reichtum gegen Ende des 19. Jahrhunderts zusammenfällt mit dem Architekturniedergang und mit der



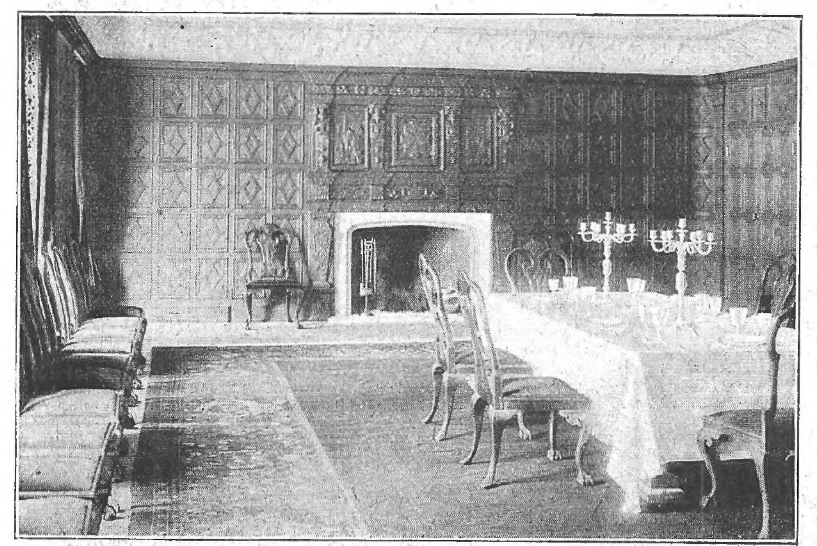
Haus Saaleck, das Wohnhaus von Prof. Paul Schultze-Naumburg.



Haupthof in Schloß Cecilienhof.



Der Prinzenhof in Schloß Cecilienhof.



Das Speisezimmer in Schloß Cecilienhof, das von Professor Paul Schultze-Naumburg für die frühere deutsche Kronprinzessin erbaut wurde.

Verhäßlichung deutscher Lande, die bis dahin noch den Abglanz einer feineren Kultur aus Goethes Tagen trug. Der Nützlichkeitswahn, der in den Tagen des äußeren Aufschwunges das deutsche Denken beherrschte, hat uns zwar an Marktwerten bereichert, aber er hat uns um unersetzliche Schönheitswerte und seelische Güter ärmer gemacht, und heute sehen wir mit Schaudern, wie passiv wir trotz blendender und großenteils trügerischer Werte geworden sind. Es gehörte die ganze künstlerische Überzeugungskraft, aber auch das Organisationsgenie eines Schultze-Naumburg dazu, um hier einen Damm entgegenzubauen und die Verschönerung des Landes in Bild, Wort und Tat zu predigen, darin sein großes Verdienst um Deutschland besteht. Aber diese Eigenschaften würden nicht genügen, wenn nicht als Gefühlsquell seine überströmende Heimatliebe wäre. Zuerst war es die Malerei, in der er sich auszudrücken suchte; er ging aus der Karlsruher Akademie hervor, und das Museum in Leipzig darf sich rühmen, eines seiner Werke zu besitzen, die in der deutschen Malerei, nach Goetheschen Grundsätzen beurteilt, einen Qualitätsrang behaupten. Seine Bilder sind Dokumente rührender Heimatliebe. Aber dieses Heimatgefühl allein, so tief und kostbar es auch menschlich und künstlerisch zu werten sein mag, wäre auf Engen ohne ausgreifende Wirkung beschränkt, wenn sich damit nicht weltbürgerliche Goethesche Traditionen verbänden, die er geradezu als Schatzgräber aus dieser heimatlichen Erde hob. So wurde seine Heimatsache zugleich Weltsache und mithin Kultursache. Er begann diese Überlieferung an den älteren Bauten und Naturschönheiten des Landes aufzuzeigen und setzte diesen Beispielen die Verunstaltungen aus der neueren Zeit als Gegenbeispiele entgegen. So entstand die Serie ausgezeichneter Bücher, die unter dem Titel „Kulturarbeiten" (bei Callwey in München erschienen) der deutschen Welt ein Spiegelbild ihrer vergangenen überlieferten Kultur und ihrer gewordenen Unkultur entgegenhalten. Es ist künstlerischer Anschauungsunterricht, der nicht ohne tiefe Wirkung auf die Zeitgenossen bleiben konnte. Eine Bewegung entstand, die unter dem Namen „Heimatschutz" bekannt ist, und die vielfach einhaltgebietend auf den architektonischen Niedergang gewirkt und die Baugesinnung, besonders in ländlichen Kreisen, in Bauämtern und in der privaten Bautätigkeit verbessert hat. Seither ist ein Aufstieg in der baukünstlerischen Entwicklung zu verzeichnen. Urheber und Seele des weitverzweigten deutschen Heimatschutzes ist Paul


Bücherei des Professors Paul Schultze-Naumburg im Haus Saaleck.


Große Halle in Schloß Cecilienhof.

Schultze-Naumburg; ohne seine Bücher und ohne sein persönliches Wirken wäre eine solche heilsame Bewegung nie zustande gekommen, und wie selbständig sie auch geworden sein mag, sie erhält immer neuen Atem und Kraft durch die Bücher und sonstigen Werke ihres geistigen und künstlerischen Urhebers.

Aber ein Mann wie Schultze-Naumburg konnte bei dieser bloß ratenden und geschmackserzieherischen Tätigkeit nicht stehenbleiben. Der schaffende Künstler in ihm war zu stark, er begann als Beispiel gleich die Tat zu setzen. Als ausübender, vielseitig beschäftigter Baukünstler hat er praktisch die Verschönerung des Landes in die Hand genommen und in allen Teilen Deutschlands, und nicht nur in Deutschland, Bauten ausgeführt, die im modernen Gewand und zeitgemäßen Bedürfnissen entsprechend wieder die edlen Linien Goethescher Kunst-



Altenhof bei Eckernförde, das Schloß des Grafen Reventlow, erbaut von Prof. Paul Schultze-Naumburg.

anschauung als der wahren Heimatüberlieferung, die zugleich ein allgemein Gültiges sind, aufleben lassen. Einige Beispiele dieses reichen Schaffens zeigen wir im Bilde. Nicht nur auf den Hausbau, auf die Verschönerung des Landes, sondern auch auf die Kunstpflege im Hause wirkte dieses Schaffen anregend und umwälzend. Heimatliche Formen, im edelsten Deutschtum wurzelhaft, wurden in den Saalecker Werkstätten an allen Dingen der Wohnungsausstattung und der Kleinkunst wieder erneut und damit an die bodenständige Tradition der Goethe-Zeit, die wir nie hätten verlassen dürfen, angeknüpft. Die Zukunft wird lehren, daß Schultze-Naumburg als Führer zu den eigentlichen Quellen lebendiger deutscher Kultur auf dem rechten Wege gewesen ist, den er allein beharrlich verfolgt hat, trotz aller Nachläufer, die in der bloßen Nachahmung steckenbleiben, womit es nicht getan ist; es bedarf einer gewissen schöpferischen Liebe und eines lebendigen Kulturgefühls, zu dem das Deutschtum wieder erwachen muß, um zu Goethe, zu seinen Besten, und vor allem zu sich zu finden.

Am schönsten und augenfälligsten wird dieses modern klassizistische Schönheitsideal im eigenen Heim des Künstlers auf Saaleck und in seiner harmonisch gerichteten Lebensweise. Diesen heimatlichen Fleck Erde an den Uferhängen der hellschimmernden Saale, angesichts der geschichtlich bedeutsamen Burgruinen Rudelsburg und Saaleck, ist er im Goetheschen Geiste umzuschaffen bemüht, damit diese deutscheste Erde im edelsten deutschen Sinne ein vergeistigtes Antlitz wahre. Weit und breit verspürt man die Spuren dieser künstlerischen Mühen. Gemauerte Terrassengärten geben den Linien der Landschaft wieder den Goetheschen Zug, der ihr geistiges Vermächtnis ist; auch sonst waltet im Hause dieser Abglanz, der Abend- und Morgenrot unserer Kultur sein kann, wenn wir eine Zukunft haben wollen.

Es war gerade Pfingsten vor einem Jahr, als ich auf Saaleck wieder zu Gast war; der Hausherr las der versammelten Jugend einige Abschnitte aus „Hermann und Dorothea" vor; etwas Goethe gehört hier oben zur Abendandacht, und die Landschaft bildet den stimmungsvollen Rahmen dazu. Nun ist es wieder das Pfingstfest, an dem wir den Künstler und sein Werk feiern, kein Abschluß zwar, aber ein Moment des Verweilens, des Rückblicks und Ausblicks. Das festgefügte Lebenswerk, das kein Umsturz ungeschehen machen kann, weil es als ein Geistiges zu wurzelhaft ist im Wesen der Nation von Goethe her, läßt sich nun überschauen von der Höhe des Mannesalters, nicht um auszuruhen und dauernd zu weilen, sondern um Atem zu holen zu neuem und steilerem Anstieg, der dem Ganzen not tut. Wenn wir diesen Künstler feiern, so feiern wir so recht eigentlich den guten deutschen Genius mit, den Goethe-Deutschen an sich, auf den wir uns jetzt mehr denn je besinnen müssen. Und wenn wir schon keinen anderen Strauß auf den Geburtstagstisch legen können, so ist doch ein Strauß von Hoffnungen, daß wieder die guten Geister, die tätigen Künstler und vor allem der Goethesche Mensch von der Art eines Schultze-Naumburg zum deutschen Neubau gerufen werden, an dem wir alle als fleißige Werkleute mithelfen wollen, damit diese Zeit eine Auferstehung des Herzens und des Geistes werde, eine Auferstehung des Volkes und des deutschen Genius, von dem das Schaffen dieses Künstlers mit feurigen Zungen kündet, als eine Botschaft unverwelkbarer Tradition an die Zukunft!



Emanuel Reicher, der berühmte Charakterdarsteller, vollendet am 18. Juni sein 70. Lebensjahr. Er stammt aus Bochnia in Galizien und besuchte das Gymnasium in Krakau. Schon als Schüler zeigte er hervorragende Begabung und große Neigung für die Schauspielkunst, deren Studium er sich alsbald mit Eifer und Hingabe widmete. Nach einer Reihe von Wanderjahren, die ihn nach München, Hamburg, Wien und Oldenburg geführt hatten, faßte er im Jahre 1887 in Berlin festen Fuß, wo er nacheinander am Residenztheater, Schauspielhaus, Lessingtheater und Deutschen Theater wirkte und bei der Gründung des Kleinen Theaters künstlerisch hervorragend beteiligt war. Als einer der berufensten Darsteller der Gestalten unserer modernen Literatur hat er nicht nur künstlerisch mit seinen glänzenden Leistungen das Publikum entzückt, sondern ist auch für die Entwicklung der modernen Schauspielkunst von großer Bedeutung gewesen. Wir widmeten seinem Schaffen in Heft 27 des 25. Jahrgangs unserer Zeitschrift einen ausführlichen Artikel. Phot. Becker & Maaß.

Zwischen Krieg und Frieden.

Chronik vom 31. Mai bis 7. Juni.

31. Mai. Über die Stärke der unseren Feinden augenblicklich zur Verfügung stehenden Truppen erfährt die „Deutsche Allgemeine Zeitung" von zuverlässiger Seite: Die belgische Besatzungsarmee zählt jetzt 100000 Mann; in Belgien standen Mitte Mai noch 210000 Mann; fünf Jahresklassen sind wieder einberufen worden. Von der englischen Besatzungsarmee können 160000 Mann sofort marschieren. In Frankreich und Belgien können aus englischen Reserven noch 120000 Mann aufgestellt werden, die bereits für die Demobilisation bestimmt waren. Die amerikanische Besatzungsarmee kann 100000 Mann marschieren lassen. Am stärksten ist die französische Streitmacht, die auf 300000 Mann zu schätzen ist. Mit den Truppen bei Reims und in der Nähe von Paris würden bei einem Vormarsch der Franzosen 680000 Mann zur Verfügung stehen. — Die Marineverluste betrugen im Weltkrieg: Deutschland 1 Schlachtschiff, 1 Schlachtkreuzer, 24 Kreuzer, 49 Zerstörer, 62 Torpedoboote, 178 Unterseeboote (ferner wurden im Mittelmeer 10, in Flandern 4 Unterseeboote von der eigenen Besatzung gesprengt, weitere 7 in neutralen Häfen interniert); England 13 Schlachtschiffe, 3 Schlachtkreuzer, 25 Kreuzer, 6 Monitoren, 64 Zerstörer, 10 Torpedoboote, 50 Unterseeboote; Amerika 1 Kreuzer, 2 Zerstörer, 1 Unterseeboot; Frankreich 4 Schlachtschiffe, 5 Kreuzer, 14 Zerstörer, 8 Torpedoboote, 14 Unterseeboote; Italien 3 Schlachtschiffe, 2 Kreuzer, 10 Zerstörer, 5 Torpedoboote, 8 Unterseeboote; Japan 1 Schlachtschiff, 4 Kreuzer, 3 Zerstörer, 1 Torpedoboot. Die deutsche Flotte einschließlich der in Tsingtau kämpfenden Marineangehörigen hatte an Toten 18854 Mann; die Gesamtverluste der Marine betrugen 74836 Mann. — Im bayrischen Landtag zu Bamberg erfolgte die Wiederwahl des Ministerpräsidenten Hoffmann mit 75 von 92 Stimmen. — Der schweizerische Bundesrat



Straßentypen aus der Revolutionszeit!



Hedwig Dohm, die unermüdliche Vorkämpferin für Frauenbildung, verschied in Berlin im 86. Lebensjahre an den Folgen einer Grippe. Die Verstorbene war eine der trefflichsten Führerinnen der Frauenbewegung. Eine mutige, zielbewußte Bahnbrecherin und dabei liebenswürdige und anmutige Hausfrau, die zusammen mit ihrem Gatten, dem Mitbegründer des damals führenden Witzblattes „Kladderadatsch“, im Mittelpunkte des Berliner Geisteslebens der sechziger und siebziger Jahre stand. Nicht nur in Sachen der Frauenbewegung hat sie schriftstellerisch sich betätigt, sondern auch eine Anzahl Romane verfaßt, die als Träger ihrer Ideen von Bedeutung waren und in Frauenkreisen viel gelesen wurden.

beantwortete die Blockadenote der Verbündeten in verneinendem Sinne, er lehnte mit Entschiedenheit für den Fall der Fortsetzung des Krieges mit Deutschland die Übernahme der Verpflichtung ab, jede Ausfuhr nach Deutschland sowie den Transitverkehr nach oder aus Deutschland zu verbieten. Die gewünschte Verpflichtung erscheine unvereinbar mit der bis jetzt befolgten Politik der Neutralität, von der der Bundesrat im letzten Abschnitte des Krieges nicht abweichen könne.

1. Juni. In Mainz wurde von einer Gesellschaft von Hochverrätern mit französischer Unterstützung die Rheinische Republik ausgerufen, die das Rheinland, Nassau, Rheinhessen und die Rheinpfalz umfassen soll. Als Ort für den Sitz der Regierung gilt Koblenz, die vorläufige Regierung soll ihren Sitz einstweilen in Wiesbaden haben. Präsident der Republik ist der in Wiesbaden lebende Berliner Staatsanwalt Dr. Dorten. — Der französische General Mitterhausen traf mit seinem Stabe in Preßburg ein, um den Befehl über die tschechischen Truppen in der Slowakei zu übernehmen. — Die Londoner „Morningpost“ meldete, die Kurden nordöstlich von Bagdad befinden sich in vollem Aufruhr gegen die englische Herrschaft.

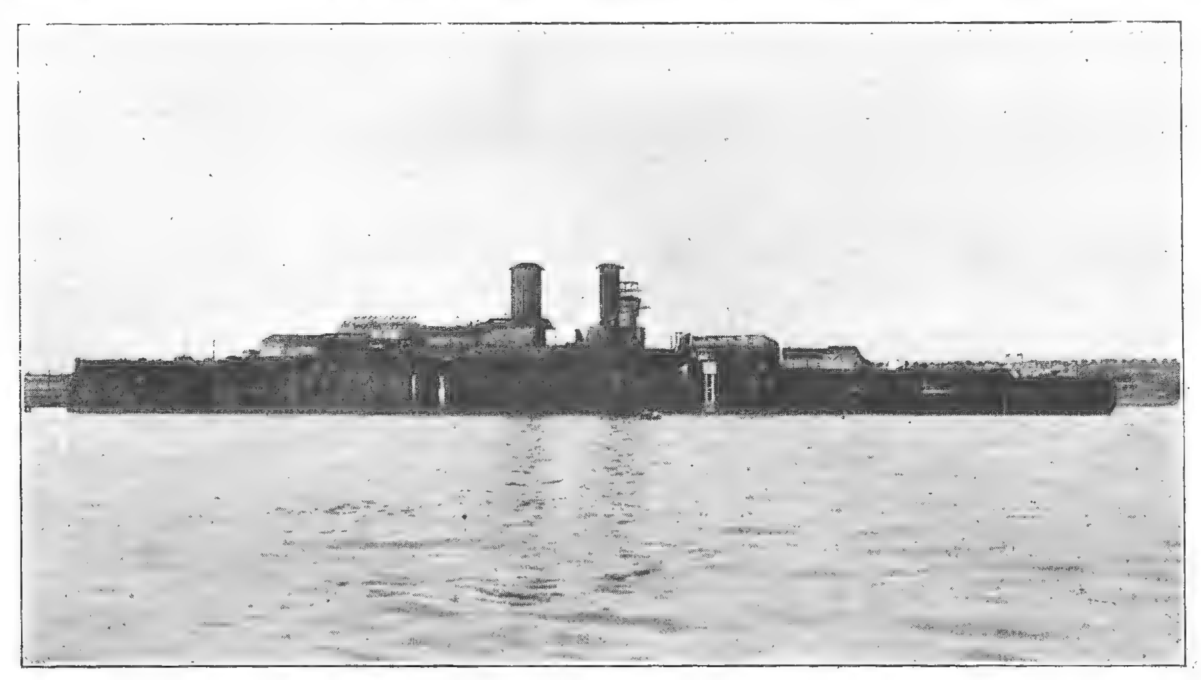
2. Juni. Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte am 21. Mai eine Rundfrage erlassen, um ein klares Bild darüber zu bekommen, wie die Bevölkerung zu einer etwaigen Wiederaufnahme des Krieges stehe. Am 27. Mai telegraphierte darauf die Reichsregierung an die Oberste Heeresleitung, Umfrage und Beantwortung sofort abzustellen, da sie als politisch anzusehen sei und daher über den Rahmen der Tätigkeit der Obersten Heeresleitung hinausgehe. Am 30. Mai legte die Oberste Heeresleitung dar, der Hauptgrund der Umfrage war, für alle Fälle Klarheit und sichere Unterlagen für Entschlüsse zu schaffen, vor die die Oberste Heeresleitung von der Reichsregierung gestellt werden könne. Es mußte der Heeresleitung besonders daran liegen, ein ungefärbtes Bild über die Lage zu gewinnen, um einerseits auf die Hitzköpfe beruhigend einwirken zu können und anderseits einwandfreie Unterlagen zu erhalten, um die in absehbarer Zeit mit Sicherheit zu erwartenden Angriffe der Presse und der öffentlichen Meinung mit schlagendem Beweismaterial abwehren zu können. — Der Präsident der hessischen Nationalversammlung Adelung wurde in Mainz von der französischen Behörde wegen Aufforderung zum Proteststreik verhaftet. Die Amerikaner in Koblenz untersagten die Ausrufung der Rheinischen Republik in dem von ihnen besetzten Gebiet. Dagegen verbot bei strengsten Strafen die englische Besatzungsbehörde in den Zeitungen des von den Briten besetzten rheinischen Gebietes alle Artikel gegen die Errichtung einer Rheinischen Republik sowie die Veröffentlichung deutscher und preußischer amtlicher Kundgebungen, während die französischen Besatzungsbehörden den rheinischen Absonderungsbestrebungen ganz besondere Förderung angedeihen ließen. — Die Abgeordneten der rheinischen Lande zur Deutschen Nationalversammlung und preußischen Landesversammlung erließen einen Aufruf



Professor Heinrich Sohnrey, der bekannte Schriftsteller und Vorkämpfer für Wohlfahrts- und Heimatpflege, feiert am 19. Juni seinen 60. Geburtstag. Er stammt aus Jühnde und bildete sich zunächst als Lehrer aus, widmete sich aber bald mit Eifer der Erforschung des ländlichen Volkstums und ging schließlich völlig zur schriftstellerischen Tätigkeit über. Als Geschäftsführer des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege und Herausgeber mehrerer Zeitschriften eröffnete sich ihm ein reiches Feld verdienstvoller Wirksamkeit.

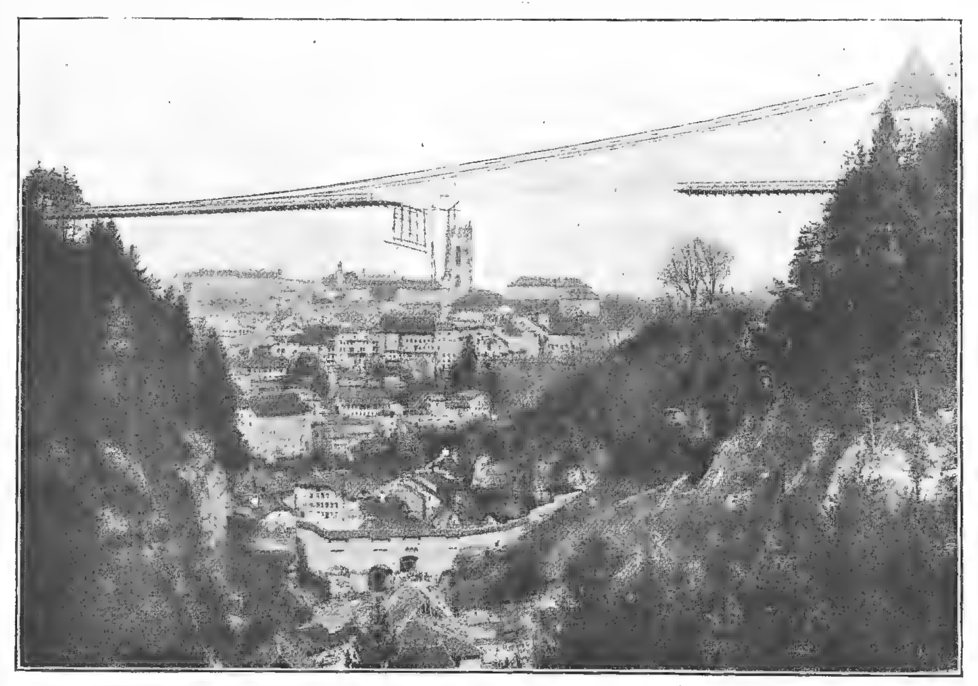


Der sozialdemokratische Präsident der hessischen Landesversammlung Adelung, der in Mainz von den französischen Militärbehörden verhaftet wurde, weil er mit großer Entschiedenheit gegen die von dem Berliner Staatsanwalt Dr. Dorten und dessen Gesinnungsgenossen plakatierte Rheinische Republik Stellung genommen hatte. Die Stadt Mainz trat auf seine Veranlassung sofort in den Generalstreik ein, dem sich auch die Schulen und Gerichte anschlossen. Als der Protest weitere Kreise zog, gaben die Franzosen Adelung frei.



Ein Symbol vergangener Größe: Das unvollendete deutsche Linienschiff „Sachsen". Auf dem Kieler Kriegshafen liegt einsam inmitten des Stroms ein langgestrecktes schwimmendes Gebirgsmassiv aus Stahl und Eisen, ein gewaltiger Schiffsrumpf, aus dem sich kein Mast, keine hochstrebende Kommandobrücke erhebt. Nur zwei überdachte Schlote krönen das Tohuwabohu, das sich über Deck bunt zusammentürmt; aus je einem unvollkommen montierten Geschützturm an Bug und Heck hängt, windschief gerichtet, ein einziges Riesenrohr, Kaliber 38 cm, über dem Chaos. Das ganze Rumpfmassiv ist überzogen von rotem Rost. Es handelt sich um den jüngsten Linienschiffsneubau der deutschen Marine, mit dessen Fertigstellung das letzte Flottenprogramm aus der Kaiserzeit seinen Abschluß erreichen sollte. Als „Ersatz Kaiser Friedrich III." auf den Helling gelegt, lief der Schiffsriese als „Sachsen" vom Stavel, ein Schwesterschiff von „Baden" und „Bayern", die beide noch während des Krieges fertiggestellt wurden. „Sachsen" befand sich noch im Ausbau auf der Kruppschen Germaniawerft, als unsere Marine von Kriegszusammenbruch und Revolution heimgesucht wurde. „Baden" und „Bayern" mußten die Zwangsfahrt über die Nordsee antreten; „Sachsen", noch nicht transportfähig, wurde unter den Kränen ihrer Bauwerft hervorgezerrt und in dem wirren Zustand, in dem sich an Bord alles befand, auf den Strom geschleppt. Dort liegt der schon im Werden verwitternde Rumpf als Sinnbild einer entschwundenen Zeit, als Symbol vergangener Größe. Phot. A. Renard.

an die rheinischen Deutschen zur Festigkeit, Einheit und deutschen Treue und erhoben gleichzeitig Protest gegen die Ausrufung von Sonderrepubliken in Westdeutschland. — Im Schlosse zu Saint-Germain-en-Laye erfolgte die Übergabe des Friedensentwurfs der Entente für Österreich. Danach soll Deutsch-Österreich ein Staat von etwa 6 Millionen Einwohnern werden, die ein Gebiet von 50 000 bis 60 000 englische Quadratmeilen bevölkern. Es erkennt die vollständige Unabhängigkeit Ungarns, des tschechisch-slowakischen und des serbisch-kroatisch-slowenischen Staates an und tritt andere Gebiete ab, die früher mit ihm zusammen die österreichisch-ungarische Monarchie gebildet haben. Österreich anerkennt den Völkerbundsvertrag und die Arbeitercharte, verzichtet auf alle seine außereuropäischen Rechte, rüstet alle seine See- und Luftstreitkräfte ab und gesteht den alliierten und assoziierten Mächten das Recht zur gerichtlichen Verfolgung derjenigen seiner Untertanen zu, die sich der Verletzung der Gesetze und Bräuche des Krieges schuldig gemacht haben. — In Nordfrankreich streikten am 2. Juni 82 000 Bergleute. Die Bergarbeiterverbände im übrigen Frankreich beschlossen, am 16. Juni den Generalstreik



Zusammenbruch einer über eine Schlucht führenden Hängebrücke in Freiburg in der Schweiz. Die Brücke brach während der Überfahrt eines Automobils zusammen, das aus einer Höhe von 75 m abstürzte. (Nach einer französischen Abbildung.)

zu erklären, falls bis dahin nicht alle ihre Forderungen durchgesetzt seien. Insgesamt sind in Paris 350000 Arbeiter ausständig. — Die ukrainische Regierung verlegte ihren Sitz nach Kamienice-Podolsk. — Nach dem „Secolo" soll zwischen Griechenland und dem Südslawischen Staat ein gegen Italiens Ausdehnungsbestreben auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien gerichtetes Militärbündnis geschlossen worden sein.

3. Juni. Die hessische Regierung erhebt Einspruch gegen die Versuche der französischen Militärbehörde, den wahren Willensausdruck Rheinhessens zu knebeln. — Vom Standgericht in München wurde der Kommunistenführer Levinné, der Urheber der Räterepublik in der bayrischen Hauptstadt und deren Leiter, zum Tode verurteilt. — Das Wiesbadener Zentrumsorgan, die „Rheinische Volkszeitung", vom 4. Juni enthielt an der Spitze der amtlichen Bekanntmachungen die Mitteilung, die vorläufige Regierung der rheinischen Republik sei nach Abschluß der Beratungen der Arbeitsausschüsse am 3. im Landeshaus zu Wiesbaden zusammengetreten und bestehe aus Dr. Dorten (Vorsitz), Eckermann (Justiz), Dr. Klingelschmitt (Kunst und Wissenschaft), Klaus Krämer (Schulwesen), Adolf Krämer (Volkswohlfahrt), Dr. Liebing (Finanzen), Mönikes (Inneres) und Salm (Landwirtschaft und Volksernährung). Die Behörden im Gebiete der Rheinischen Republik haben von den preußischen, bayrischen, hessischen und oldenburgischen Zentralregierungen keine Befehle mehr auszuführen, so verfügt die neue Regierung in ihrem Organ, der „Rheinischen Volkszeitung". Als aber Dorten und seine hochverräterische Gefolgschaft Miene machten, das Regierungsgebäude zu besetzen, wurden ihnen seitens der deutschen Bevölkerung handgreifliche Huldigungen zuteil. Das französische Militär erklärte sich hierbei für neutral. — Aus Paris meldet Reuter, daß Schweden und Dänemark sich in ihrer Antwort auf die Anfrage der Verbandsmächte geweigert haben, bei einer Erneuerung der Blockade gegen Deutschland mitzuwirken.

4. Juni. Die Wilson nahestehende Neuyorker „World" veröffentlichte die Nachricht, daß der Viererrat eine Revision der Friedensbedingungen erwäge. Der Vorschlag der Deutschen betreffs des Saargebiets (Kohlenlieferung an Frankreich statt Gebietsabtretung) werde wahrscheinlich angenommen. Dem Vorschlag, Deutschland sofort in den Völkerbund aufzunehmen, sowie dem Angebot einer Kriegsentschädigung von 100 Milliarden in Gold stehe man sympathisch gegenüber. In Oberschlesien soll eine Volksabstimmung unter der Kontrolle des Völkerbundes stattfinden. — In einer Sitzung der rheinischen Abgeordneten der Deutschen Nationalversammlung und der preußischen Landesversammlung teilte der preußische Minister des Inneren Heine mit, daß der französische Befehlshaber im besetzten Gebiet den Oberpräsidenten benachrichtigt habe, Beamtenernennungen im besetzten Gebiet seien von französischer Genehmigung abhängig. Die Einleitung von Verfahren wegen Hochverrats sei verboten und irgendwelche Unternehmungen gegen die Republik seien ebenfalls untersagt. — Im englischen Unterhause wurde bekanntgegeben, daß die Zahl der Arbeitslosen in England über 1 Million beträgt, die der arbeitslosen Kriegsteilnehmer 408000.

5./6. Juni. Die vom Grafen Brockdorff-Rantzau in Versailles überreichte Protestnote gegen die Übergriffe der französischen Generäle im Rheinland weist besonders darauf hin, daß durch die von den Franzosen genährten Loslösungsbestrebungen die Grundlagen der Friedensverhandlungen berührt werden. Wenn so reiche Ländereien wie das Rheinland von Deutschland abgetrennt würden, dann werde es dem Deutschen Reiche unmöglich sein, die finanziellen Lasten zu tragen, zu denen es sich im Gegenvorschlag bereit erklärt hat. — Der sozialistische Beigeordnete in Mainz und Präsident der hessischen Volkskammer Adelung, sowie die Abgeordneten Schildbach und Reiber und eine Anzahl Lehrer, die infolge ihres Widerstandes gegen die Ausrufung der Rheinischen Republik von den Franzosen festgenommen wurden, sind wieder aus der Haft entlassen worden. — Die Streikbewegung unter der französischen Arbeiterschaft greift um sich. In Paris sind nach Meldungen von dort 500000 Arbeiter im Ausstand. — In München wurde das Todesurteil gegen den Russen Levinné-Nißen, den Führer des letzten Aufstandes, vollstreckt.

Der Zug des Todes.

Die deutschen Verlustlisten, die immer noch täglich in einem Umfang von 12 Seiten erscheinen, weisen in den vergangenen zwei Wochen wieder rund 18000 Namen auf. Die Ehrentafel des uradeligen Geschlechtes v. Schönberg auf Thammenhain enthält fünf Namen. Unter den Gefallenen befinden sich Generalleutnant z. D. Franz Rudolf Wolf Eduard v. Schönberg, Kapitän z. S. Karl Christian Franz v. Schönberg, Befehlshaber der „Nürnberg", und Oberleutnant z. S. Wolf Heinrich v. Schönberg, Kommandant eines Unterseebootes. Bei der Befreiung Rigas fiel der tapfere Kommandeur des baltischen Stoßtrupps Baron Hans v. Manteuffel. Ferner starben auf dem Felde der Ehre: Hauptmann Stanislaus Behrend, Lieniwken-Dirschau; Hauptmann d. L. Ernst v. Kitzing, Danzig; Rittmeister Wichard Freiherr v. Sobeck, Wandsbeck; Rittmeister Friedrich v. Winterfeld, Rudelsdorf, Kr. Wartenberg; Hauptmann Paul Lucas, Stuhm; Leutnant d. R. Erik v. Löbbecke, Harburg; Leutnant d. R. Ernst Gößler, Berlin; Leutnant d. R. Otto Feinholz, Bromberg; Oberarzt Dr. Max Edel, Berlin; Oberarzt Dr. Ernst Kuppermann, Wangerin; Leutnant d. R. Friedrich Voigt, Unna; Leutnant d. L. Franz Franke, Berlin; Leutnant d. R. Imanuel Götz, Karhala; Leutnant d. R. Georg Brüning, Beuthen; Leutnant d. R. Rudolf Gulich, Berlin; Leutnant d. R. Sprich, Hörstmar-Lippe; Leutnant d. R. Hugo Buchholz, Birnbaum; Leutnant d. R. Georg Morlath, Straßburg; Leutnant Max Stoltenberg, Itzehoe; Leutnant Karl Schlück, Saarbrücken; Leutnant d. R. Fritz Leopold, Hörde i. W.; Leutnant d. R. Otto Poppe, Zerrin; Leutnant d. R. Hans Hurtzig, Gresvold; Leutnant d. L. Joseph Kremer, Kaiserswerth; Leutnant d. R. Friedrich Raible, Sigmaringen; Leutnant Ernst Beckmann, Goritz; Leutnant Siegfried Ohrmann, Halle; Leutnant d. R. Friedrich Acker, Weißenburg i. Els.; Leutnant Friedrich Schall, Kladow; Leutnant d. L. Paul Remitz, Köslin; Leutnant d. R. Joseph Schlagwein, Westum; Leutnant Max Saur, Frankfurt a. O.; Leutnant d. R. Hermann Engel, Fatznick; Leutnant d. R. Ernst Haensgen, Flensburg; Leutnant d. L. Ludwig Korte, Iserlohn; Leutnant d. R. Herbert Schwarzer, Leipzig; Leutnant Hermann Strömer, Göldenitz. Weiter liegen aus Deutschland und dem Auslande folgende Trauernachrichten vor: Einem Herzschlag erlag im 79. Lebensjahre in Düsseldorf-Oberkassel der Generalleutnant z. D. Ernst v. Reichenau. Im Alter von 69 Jahren starb in Oettingen in bayrisch Schwaben der ehemalige bayrische Kron-Obersthofmeister und Senior des uralten schwäbischen Dynastengeschlechts Fürst Emil zu Oettingen-Oettingen und Oettingen-Spielberg. Aus Berlin kam die Nachricht vom Tode des Geh. Regierungsrats Professor Dr. Simon Schwendener, der ein Alter von 90 Jahren erreicht hatte; er war der Senior der modernen Botaniker und gehörte zu den bedeutendsten Forschern auf seinem Gebiete. Ebenfalls in Berlin starb die Vorkämpferin für Frauenbildung Hedwig Dohm, deren Bild wir auf Seite 168 der Weltrundschau bringen. Aus Karlsruhe kam die Kunde, daß der Direktor der badischen Kunstgewerbeschule und des Kunstgewerbemuseums zu Karlsruhe Karl Hoffacker im Alter von 63 Jahren starb. In Augsburg verschied 60 Jahre alt der Schriftsteller und Chefredakteur der „Augsburger Neuesten Nachrichten" Freiherr Viktor v. Reisner. In Petersburg starb im 68. Lebensjahre die bekannte russische Revolutionärin Wera Sassulitsch, die seinerzeit durch ihr Attentat auf den Polizeichef von Petersburg Trepow Aufsehen erregte.

Kerkermauern.

Blick aus einer mittelalterlichen Gefangenenzelle auf Schloß Waldeck.

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Lely Kempin.





Der Baumeister von Alt-Leipzig.

Roman von Heinrich Welcker. (Fortsetzung.)

Ich hab' Euch einen Gruß zu entbieten von hoher Seite, so begann der Bürgermeister Dr. Fachs und kicherte nach alter Gewohnheit in sich hinein, „von höchster Seite! Ihr werdet baß überrascht sein!"

„Und darf ich fragen . . .?"

„Gewiß! Niemand Geringeres, als Se. Gnaden der Herr Herzog Mauritius — der Bürgermeister erhob sich dabei unwillkürlich ein wenig von seinem Stuhle und machte eine kleine Verbeugung — haben vorhin gnädigst geruht, nach Euch zu fragen."

„Wie . . .?"

„Ha! Sehet Ihr wohl, wie Ihr erstaunt seid!"

„Mit Recht! Denn ich wüßte nicht, woher mein Name dem Herrn Herzog bekannt sein könnte!"

Das hatte der andere eben hören wollen. Dahin war er gesteuert. „Wenn ein Künstler Arbeiten schafft, die ihn empfehlen, so erwirbt er sich Freunde. Und wenn er wahre Freunde hat, so empfehlen diese ihn weiter. Eurer Kunst also dürft Ihr es danken, daß man an so hoher Stelle Euch gnädig gewogen ist."

Lotter hatte mit scharfem Ohr aus dem Schwalle der schmeichelhaften Worte herausgehört, was jener hatte betonen wollen. „Wahre Freunde sind eine so große Seltenheit," erwiderte er, indem er sich leicht verneigte, „daß man den Augenblick nicht hoch genug preisen kann, wo sie ins Haus treten."

So künstlich gedrechselt und überschwenglich das aus seinem Munde klang, der, dem es gesagt war, konnte es vertragen, wenn es auch unsicher blieb, wie hoch er es einschätzte.

Bürgermeister Dr. Fachs lächelte daher süß. Sein ganzes, kleines, über den Akten frühzeitig vertrocknetes Gesichtchen war gewolltermaßen strahlende Güte. Schade, daß seine Augen dabei immer noch etwas anderes zu sagen schienen. — „Ihr habt mir vor einigen Tagen erlaubt, Euch näher zu treten, Meister Lotter," begann er wieder, „Ihr habt mich gewürdigt, einige Blicke in Eure Gedanken zu tun und in Eure Fächer" — er deutete dabei auf den großen Schrank, in dem Lotter vorher gekramt hatte —, „ich habe nun einmal die Gewohnheit, meine Augen gut aufzumachen und nicht so schnell zu vergessen, was ich gesehen oder gehört, möglich, daß ein anderer nur aus Höflichkeit in Eure pergamentenen Pläne geschaut hätte oder geschaut hat."

Fachs schwieg einen Augenblick. Lotter besann sich. Er hatte aus Anlaß der Kornhausangelegenheit vor nicht zu langer Zeit einige Herren vom Rate, darunter auch den Herrn Bürgermeister Dr. Fachs, bei sich als Tischgäste gehabt. Man hatte von allerlei Baumöglichkeiten Leipzigs gesprochen. Etwas zu offenherzig vielleicht hatte Lotter etliche Zeichnungen aus seinen verborgenen Schätzen hervorgeholt und sie gezeigt. Die anderen Herren hatten sie nur eben angesehen und dann weitergeplaudert. Herr Dr. Fachs hatte, so schien es, schärfer darauf geachtet.

„Wir haben ja neulich weniger darauf gemerkt, aber ich glaube mich recht zu erinnern, Ihr hattet auch Zeichnungen für Festungsmauern und Türme und insonderheit für eine feste Bastei in Euren Entwürfen."

Lotter erstaunte. Nur einen Augenblick, und scheinbar ganz unbeachtet von seinen Gästen, hatten gerade diese Pläne seitlich auf einem Tische gelegen. Dem Dr. Fachs waren sie doch nicht entgangen. Jetzt nickte dieser wieder unter Lächeln: „Herr Herzog Moritz hat den Wunsch ausgesprochen, mit mir zusammen die Mauern unserer Stadt einer Besichtigung zu unterziehen. Sie sind alt und mancherorts schadhaft. Ein sachverständiger Meister aus der Stadt ist notwendig zu unserer Begleitung. Ich halte es nicht für gut, wenn die herzoglichen Baumeister allein ihr Gutdünken dartun. Doch unseren städtischen Baumeister Pfretzschner möchte der Herr Herzog vielleicht nicht gern sehen. Euch habe ich ihm als Künstler in Eurem Fache genannt. Daher ist er begierig, Euch kennen zu lernen. Würdet Ihr mir gefällig sein?"

Lotter blickte auf. Er war von neuem erstaunt. Schon immer hatte er eine leise Abneigung gegen den geschmeidigen Hofmann und derzeitigen höchsten Beamten der Stadt im Herzen gehegt. Auch jetzt hatte er im ersten Augenblicke wieder diese Empfindung, zumal er erkannte, daß die Wahl aus einem stadtpolitischen Grunde auf ihn gefallen war. Und doch, eine Ablehnung wäre Unklugheit und am Ende Beleidigung gewesen. Ein wenig schmeichelte ihm auch das Vertrauen, das ihm geschenkt ward.

„Ich weiß nicht, woher ich den Dank nehmen soll für so viel Zutrauen Ew. Ehrbarkeit . . .!" lautete deshalb seine etwas unsichere Antwort.

„Ihr werdet vielleicht Gelegenheit finden, den Dank zu erweisen. Ihr werdet mir unter Umständen sogar erlauben, Euch zu erinnern. Für jetzt aber kann ich Euch nichts Besseres sagen als das: Suchet schnell Eure Zeichnungen und Risse von Basteien, Wällen und Gräben noch einmal zusammen, nehmet sie und folget mir stehenden Fußes aufs Schloß. Der Herr Herzog wartet. Aber junge Herren warten am wenigsten gern."

Immer mehr war es an Lotter, zu erstaunen. So schnellen Übergang vom Worte zur Tat hatte er vollends nicht erwartet. Er wagte keinen Widerspruch, vollkommen überrumpelt von dem energischen Willen des Diplomaten. Er stotterte ein paar Silben von unpassender Kleidung. Aber Fachs achtete gar nicht auf seine Worte. Er drängte zum Aufbruch und stand wieder mit flinken Äuglein aufmerksam schauend dabei, als jener in seiner Gegenwart die verlangten Pläne hervorzog, sie sichtete und in eine Hülle hineinschob.

Der Künstler wollte das Paket unter den Arm nehmen. Aber Fachs legte ihm mit einem Lächeln die Hand auf die Schulter und sagte: „Habt Ihr niemand zu Eurer Bedienung, der die Risse Euch nachtrüge?"

Der Meister bejahte.

„Dann laßt sie Euch nachtragen, wenn's auch nicht weit ist."

„Meine jungen Leute sitzen unten beim Frühtrunk, meiner Frau Eheliebsten Einzug zu Ehren."

„Sie haben lange genug gesessen. Stört sie. Es wird vor dem Fürsten Euch besser anstehen, mit gebührender Gefolgschaft zu erscheinen. Wenn Ihr mehrere habt, nehmet die mehreren."

Lotter konnte nicht umhin, die überlegene Klugheit und Lebenserfahrung des anderen auch in solch Kleinstem mit stillem Verwundern anzuerkennen. So leid es ihm tat, so rief er doch drei seiner stattlichsten jungen Leute zu seiner Begleitung.

Einen Augenblick dachte er, wie ansehnlich er sich auf der belebten Petersstraße ausnehmen müsse in dieser Be-

gleitung und mit diesem Gefolge und freute sich heimlich auf die Blicke derer, die ihm begegnen würden. Doch Dr. Fachs durchkreuzte des Künstlers kleine Eitelkeit, indem er „aus guten Gründen“ es verzog, mit ihm hinten herum durchs Thomasgäßlein nach der Pleißenburg sich zu begeben. Nur ein paar Klosterleute, Knechte und Mägde, begegneten ihm dort auf dem Wege, der zwischen der Kirche und den Klosterställen hindurchführte, und letzten Endes Herr Rauch, der gebrechliche Propst des Thomasklosters, selbst. Erschrocken sah dieser den regierenden Bürgermeister über den Hof gehen. Denn er wußte wohl, des Klosters letzte Lebensstündlein hatten geschlagen. Des Dr. Martinus Luthers Lehre ging siegreich durchs sächsische Land. Schon waren des Klosters Güter und Kostbarkeiten, große wie kleine, sorgfältig gebucht und gezählt. Jeden Tag konnte ein herzogliches Mandat die ängstliche Schar der letzten Brüder des alten Sitzes verweisen.

Doch diesmal ging der Kelch noch an dem hochwürdigen Herrn Propste vorüber. Dr. Fachs lächelte wieder süß, als er ihn mit ausgesuchter Artigkeit grüßte; aber er dachte dabei an den guten Kauf, den der Rat am Klostergut alsbald zu machen gedachte. Schon lag die Urkunde, von ihm selber entworfen, dazu bereit.

Einige Minuten später stand er mit dem Baumeister und dessen Gefolgschaft an dem Tore der Pleißenburg, herrisch Einlaß beim Pförtner begehrend.

3.

Die Räume, in denen Herzog Moritz mit seinem Bruder in der Pleißenburg sein fürstlich Wesen hatte, waren nichts weniger als prunkvoll. Des Herzogs Schlafturm war eigentlich der alte Burgfried des Schlosses. Er ragte am weitesten hinaus nach dem Graben und nach den Pleißeauen. Das Auge, das aus einem der schießschartenartigen Fensterchen hinüber nach Süden oder Westen blickte, mochte erstaunt sein über die unzähligen größeren und kleineren Wasserläufe, Flüsse und Bächlein, die ringsum zwischen Erlenbrüchen und Weidengestrüppen hervorschimmerten. Gerade gegenüber konnte man wahrnehmen, wie mehrere davon sich zu dem größeren Pleißeflusse vereinigten.

Nach Süden zu, gleich vor dem Peterstore beginnend, lag auf erhöhtem Gelände die hauptsächlichste Leipziger Vorstadt. Vorwerke ländlicher Art, Scheunen und Ställe, Herbergen zweifelhafter Natur, größere und kleinere Gartenhäuschen blinkten dort mit Stroh- und Ziegeldächern zwischen den Bäumen der Wiesen und Gärten hervor. Der Zug der großen Straße nach Süden, nach Zeitz und Altenburg zu, war aus dem Laufe der Gebäude deutlich zu erkennen. Ganz nahe aber traf der Blick auf das schlanke Türmchen der Leipziger Wasserkunst, mittels deren Räderwerk das Pleißewasser durch eine kieferne Röhrenfahrt in die innere Stadt und deren Brunnen und Tröge geführt ward. Dicht daneben ragte der Glockenturm der Georgennonnen aus dichtem Obstgehege hervor.

Nicht ohne tiefe Einsicht in menschliche Schwachheit hatten die Väter den Platz des Nonnenklosters vor der Stadtmauer draußen gewählt. In den Tagen, da Herzog Moritz zum Throne kam, fristeten freilich dort nur etliche steinalte Weiblein das Leben, an denen kaum etwas gefährlich war, außer vielleicht ihrer Zunge. Bald danach sollten auch sie davonziehen, fortgefegt von dem neuen Geiste der reformatorischen Zeit. Ehedem aber war es anders gewesen. Bei seiner Gründung hatte man das Nonnenkloster auch in die Stadt hinein, und zwar dicht an das Kloster der Mönche von St. Thomä, zu setzen vorgehabt. Schön hatte man es sich ausgedacht, wenn der helle Sang aus dem Munde der Nönnlein aus demselben Chore zu Ehren der glückseligen Jungfrau Maria erklingen würde, wie der Sang der frommen Thomanerbrüder. Wie lieblich mußten Sopran und Baß vereint vor der Himmelsherrin Ohre ertönen! — Aber erfahrene Kanoniker hatten Bedenken geäußert. — Zwar das Kloster der Nonnen gehörte zum Orden der Zisterzienserinnen, unter deren unschuldweißem Gewande das Herz ganz und gar Verzicht zu leisten bereit war auf irdisches Wohlsein, aber man erinnerte sich doch zur rechten Zeit, daß der Teufel Fallstricke bereit hält, um auch die allerentsagungswilligsten Ordensschwestern und die ehrwürdigsten Brüder zu fangen. Wenn die Mönche und Nonnen so nahe beieinander im Chor ihren Platz hatten, um ihren Gesang in Inbrunst zu vereinen, wie leicht konnte es da geschehen, daß ein Bruder seinen Fuß ein wenig zu weit nach rechts oder nach links setzte, sei's in der Eile, sei's im Gedränge, daß er dabei mit dünner Sandale die rosigen Zehen am Fuße eines jungen Nönnleins berührte, daß dieses sein Füßchen aus Vergeßlichkeit nicht gleich hinwegzog und daß dann — —, doch nein, wozu auf des Teufels geschlängelten Wegen sich nachfühlen! Es genügt die Tatsache, daß das drohende Unheil erkannt und verhütet ward. Außerhalb der Mauer und gleichsam unter den wachsamen Augen des landesherrlichen Schloßvogts wurde am Ende das Nonnenkloster gegründet.

Herzog Moritz stand an einem der Fenster seines niedrigen, wenig wohnlichen Turmgemaches und schaute in die herbstliche Wiesen- und Gartenlandschaft hinaus. Die Huldigungsfeier der Stadt war erledigt. Das Volk hatte gejauchzt und geschrien. Manchen Humpen mochte man noch auf sein Wohl in den Bierhäusern leeren. Die Leipziger Pflege war damit für ihn gesichert. Aber der Baumeister Lotter hatte ganz richtig auf dem Antlitz des jungen Fürsten allerlei Sorgen zugleich und weitausschauende Pläne gelesen. Diese bewegten jetzt sein Herz.

Vom Turme des Nonnenklosters rief ein Glockenzeichen die frommen Frauen zu einer Andachtsübung. Ein Rest katholischen Wesens im evangelisch gewordenen Lande! Der beste Teil seiner herzoglichen Kümmernisse entsprang diesem Umstande. Aber noch anderes umwölkte des jungen Fürsten Stirn.

Auf eine wenig freudvolle Jugend sah er zurück. Erst war er auf Rat seines Oheims Georg an einem katholischen, dann an einem evangelischen Hofe erzogen. Vielerlei Ränke hatte er spinnen sehen. Ein Spielball war er schließlich gewesen für die Wünsche und Hoffnungen anderer, zumal seit man mit der Möglichkeit rechnen gelernt hatte, der fürstliche Knabe werde dereinst berufen sein, im albertinischen Sachsen die Herzogskrone zu tragen.

Kurfürst Friedrich des Sanftmütigen Söhne Ernst und Albrecht hatten rund fünfzig Jahre zuvor das Erbe ihres Vaters geteilt. Die beauftragten Herren von Prälaten, Ritterschaft und Städten hatten die Teilung in besonders weitsichtiger Weise durchzuführen geglaubt, indem sie sie so bewirkten, daß keiner der beiden Landesteile für sich ohne den anderen recht zu bestehen vermochte. Sie hatten es gut damit gemeint, aber kein Wunder, daß von Anfang an Reibereien über Gerechtsame, Grenzen, Zölle und Geleite niemals abrissen, schon in der kurzen Zeit, als noch die beiden Brüder hüben und drüben regierten. Ärger wurde es bald, nachdem sie gestorben und jederseits nun die Vettern in zweiter und dritter Folge an die Herrschaft gelangt waren.

Ganz schlimm aber wurde die Wendung, seit der streitbare Dr. Luther in Wittenberg dauernd in kurfürstlichem Schutz stand, Reformation der Kirche von unten her fordernd, während Herzog Georg in Dresden für recht hielt, daß nur im Wege Gesetzes von oben her die Läuterung der kranken Kirche erfolgen dürfe.

Jetzt regierte Kurfürst Johann Friedrich als Freund des dem Greisenalter sich nähernden Dr. Martinus im ernestinischen Lande. Auf den strengen, eifrig katholischen Herzog Georg aber war Herzog Heinrich gefolgt. Unter ihm war Luthers Bekenntnis auch im albertinischen Sachsen eingeführt worden. Nach nur kurzer Regierung aber war er dahingegangen auf schmerzlichem Siechbett. Und nun war sein Sohn, Herzog Moritz, als Herr an seine Stelle im Dresdener Schlosse getreten.

Der junge Fürst hatte, als der Nonnen Glöcklein verhallte, seine Betrachtung abgebrochen und einige Schritte durch das enge Gemach getan. Sein Blick fiel durch ein anderes Fenster, dessen Aussicht die Stadtmauer entlang nach dem Peterstore hinausging. Dort ward zwischen den Bäumen der nächsten Gärten die graue Landstraße sichtbar. Weiße Staubwolken wehten dort über die Wipfel, als Zeichen, daß eben wieder Fuhrleute zum Leipziger Markte heranfuhren, auch hier wahrscheinlich aus dem Lande des Ernestiners, dem naheliegenden Altenburg. Wieder wandte sich Moritz mit finsteren Brauen zurück und durchmaß mit harten Schritten die Stube.

Auch über sich hörte er Schritte. Dort oben im Turmgemach wohnte August, sein jüngerer Bruder. Mit Vorbedacht hatte er ihn am heutigen Huldigungstage stets neben sich erscheinen lassen, um allem Volke darzutun, wie vollkommen einträchtig er mit seinem Bruder zusammenstand. Wenige Wochen vor dem Heimgange des Vaters war es noch anders gewesen. Sein Bruder zwar mochte daran nicht die geringste Schuld haben, aber einflußreiche Männer am Hofe, vor allem die eigene Mutter, Herzogin Katharina, hatten dem Vater gegenüber einer abermaligen Teilung des albertinischen Landes zwischen ihm und August das Wort geredet. Und der ernestinische Vetter hatte auch diese Teilung persönlich begünstigt. Es mochte ihm recht sein, wenn der Nachbar sich weiter zerstückelte. Zwar diese Gefahr war — zum guten Teile durch des jungen August Bruderliebe und Einsicht — glücklich beseitigt, aber schwer verhaltener Groll gegen den kurfürstlichen Vetter bohrte fortan dauernd an Moritzens Herzen. Sein Vater schon hatte sich mancherlei Übergriffe von dorther nur mit bittersten Gefühlen gefallen lassen. Moritz wußte es wohl; er war entschlossen, derartigen Versuchen ein für allemal ein Ende zu machen.

Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, wenn er daran dachte, unwillkürlich griff er nach dem Knauf des kleinen Degens an seiner Seite und straffte die Muskeln. Es würde ohne scharfen Stoß und Schlag nicht abgehen! Das sah er schon jetzt. Frage war nur, wer die meisten Schläge empfangen würde. Sein jugendliches Herz schlug höher, wenn er sich vorstellte, daß er an der Spitze seiner schwarzen Reiter durchs Land ziehen und Ordnung schaffen werde nach seinem Willen.

Er lächelte. Er hatte sich in diesem Augenblicke die Gestalt des Kurfürsten Johann Friedrich vorgestellt und seine ganze Art. Man hatte ihn als Knaben zuletzt an den Hof dieses Vetters geschickt, damit er protestantisches Wesen kennen lerne und recht tief in sich aufnähme. Oh! Sein Vater hatte es mit dem neu angenommenen Glauben gar ernst gemeint! Aber welchen Gegensatz hatte er schon damals trotz seiner Jugendunreife zwischen sich herausgefunden und dem Kurfürsten mitsamt seinen Beratern! Er selbst der immer Bewegliche, rasch Zugreifende, stürmisch Verlangende, der Kurfürst hingegen schwer an Körper und schwerfällig an Entschlüssen, zehnmal erwägend und langsam handelnd, ganz und gar vertrauend auf den Willen „Seiner göttlichen Allmächtigkeit“, klare Erkenntnis mit Sicherheit darob versäumend. Mit diesem Manne konnte ein Kampf nicht zu schwer sein!

Auch an den Wittenberger Doktor dachte der Herzog. Er war ihm an des Kurfürsten Hofe vielfach begegnet. Vergeblich aber hatte er versucht, ihn recht zu verstehen. Man hatte ihm die Geschichte des Mönches willig berichtet. Und des Knaben Augen hatten heller geblitzt, wenn er vom Anschlag der Thesen an der Wittenberger Kirchtür vernahm, von der Verbrennung der päpstlichen Bulle, von dem Zuge nach Worms zum Kaisertag unter dem Staunen des Volkes, von dem männlichen Bekenntnis vor des Kaisers Majestät: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!“ Wo wäre ein Knabenherz, das nicht höher schlüge bei diesen Berichten!

Dabei aber hatte er Luther gesehen als den alternden Mann. Hartnäckig war dieser immer noch, und rechthaberisch so über die Maßen, daß seinen besten Freunden oft vor ihm bange ward. Aus dem gottsuchenden, blassen, hohlwangigen Mönch war ein kurznackiger, reichlich runder Großherr der neuen Kirche geworden, der an das Wort und den Buchstaben der Schrift eisern glaubte und daran nicht deuteln ließ, unbeugsam davon überzeugt, daß Gott selbst jede Silbe so gesetzt habe, wie sie stand. Da waren die Widersprüche in der Erziehung des jungen Herzogs lebendig geworden. Hatte man ihn doch vorher an den Hof des Kardinals Albrecht nach Halle gegeben! Dort in der Moritzburg hatte eben der Geist geherrscht, dem der Wittenberger Doktor den Tod geschworen hatte. Kirchlicher Prunk und fürstliche Verschwendung, griechischer Witz und griechisch-römische Götter, gefällige Frauen, Lachen hinter gefüllten Bechern und Spott über die hitzigen Eiferer, die den Gang der lustigen Welt umzudrehen sich mühten.

Es war ein vergnüglicheres Leben gewesen am Hofe des Kirchenfürsten, als nachmals bei dem Vetter in Torgau und vollends am Hofe des allzeit kränklichen Vaters.

Nun stand Jung-Moritz am Scheidewege. Er mußte wählen, doch jetzt ganz aus eigener Entschließung. In diesem Augenblicke schien ihm auch das nicht allzu schwierig. Hundert Dinge stießen ihn von dem Kurfürsten und dessen Gefolgschaft, also . . .! Aber der protestantische Geist, der im Lande herrschend geworden war, war auch zu beachten! — Er ging hin und her. — Jetzt wieder fühlte er sich der Aufgabe doch nicht so sicher gewachsen. An seine Räte dachte er, an Georg, und zumal an den jüngeren, an Christoph v. Carlowitz. Der hatte mit ihm am Tische des Kardinals hinter den Flaschen gesessen, von der Welt konnte er erzählen wie selten einer, Englands und Frankreichs, Polens und Siebenbürgens Sitten hatte er kennen gelernt. Er durfte sich rühmen, ein Schüler des großen Erasmus zu sein. Mehrere lebendige Sprachen sprach er und schrieb Latein besser als mancher Magister! Der mußte ihm raten können! — Moritz stand still. — Aber würde sein Rat auch rein sein von Eigennutz? Etwas Derbes war zwar im Wesen des Dr. Martinus, aber auch etwas Kindlichreines in seinen Augen, was der Hofmann Carlowitz freilich nicht hatte. Wie war der Kurfürst drüben um diesen tiefehrlichen Gottesgelahrten als Ratsmann zu beneiden!

Moritz setzte sich an den Tisch und blätterte in den Schriftstücken, die darauf herumlagen und auf ihn warteten. Aber er las nichts bis zu Ende. Seine Gedanken wirbelten. Hinauf zog es ihn einmal wie ein Strudel und dann wieder hinab. Da lag eine Reihe neuer Verordnungen, fertig zur Unterzeichnung durch seine Hand. „Von Gottes Gnaden Wir Mauricius usw. thun kund und bekennen . . .“ Mit dieser Formel begannen sie alle gleichermaßen. Es war ihm noch neu. Es erregte ihn mächtig. Welch ein Unterschied in den Verhältnissen im Vergleich zu denen noch vor wenigen Wochen! Damals

er allen guten wie bösen Mächten des Hofes preisgegeben! Jetzt er ebenso all dieser Mächte gebietender Herr! Alle, die wider ihn gewesen waren, nunmehr sich duckend und zitternd vor einem Runzeln seiner Stirn. Ein triumphierendes Lächeln flog über sein Antlitz. Er würde Gericht halten! Man sollte spüren, daß nicht mehr die schmerzgepeinigte Hand seines Vaters am Steuer war! Aufräumen würde er mit seinen Widersachern von gestern bei Hofe und draußen! — Und draußen? — Sofort stand da wieder des Kurfürsten schwere Gestalt vor seinem Auge. Indessen der konnte nur ein Stein sein an seinem Wege, den er hinter sich ließ! Jener stand schon im vollen Mannesalter. Doch er selber war jung! Oh, wie jung! Ihm winkte auch noch ganz anderer Lorbeer!

War es der Wein, den er auf dem Rathause genossen hatte, und der nun in ihm nachwirkte? War es sein allerheimlichstes Sehnen? Die Türken drohten immerfort dem westlichen Europa. Wie? Wenn er der Mann wäre, um gegen sie zu ziehen mit mächtiger Landsknechtsschar und sie zu schlagen! Feldherrnunsterblichkeit! War dergleichen zuviel erträumt von einem Manne aus seinem Blute? Wo war ein Weg zur Höhe, der ihm zu hoch war?

Einen Augenblick durchzuckte es ihn: Wenn er den Kürfürsten warf und die getrennten sächsischen Landesteile wieder vereinte . . .? Wer wäre ihm dann noch gleich gewesen an Macht in Deutschland? Die Brandenburger? Die gleich ihm selbst und dem Vetter nach dem Stifte Magdeburg trachteten, um sich zu vergrößern? Sie konnten's nicht schaffen! Die Habsburger? Kaiser Karl V. schlug sich in fernen Landen herum und hatte dringlichere Sorgen als die Macht im unwirtlichen Deutschland. Und wenn er sie ihm streitig zu machen wagte? Wohl denn! Auch vor dem Allerhöchsten macht das Genie nicht halt! —

Herzog Moritz war hastig wieder aufgestanden und zum Fenster getreten. Er stieß es auf. Herbstzugwind fauchte herein und jagte pfeifend durch die Gelasse des Turmes. Das tat wohl. Das kühlte die brennende Stirn. Er riß sein Gewand auf und bot die halboffene Brust dem Winde.

Oh! Wie das Leben köstlich war! Wie groß und gewaltig! Allmächtig fühlte er sich im Fürstenbewußtsein. In diesem Augenblick spürte er keine Schranke, kein Ende für seine Kraft. Ein Sieger auch über den Kaiser? Warum nicht . . .? Er taumelte fast unter der Wucht des Gedankens, doch er richtete sich sehr schnell wieder auf. Was war einem starken, rastlos wollenden Manne in seiner Stellung unmöglich? Das ganze Leben lag vor ihm. Fünfzig, sechzig Jahre und vielleicht mehr! Eine fast unausdenkbare Zeit! Was alles war in diesen schier unendlichen Jahren zu schaffen! —

Es klopfte. Er ließ warten. Er setzte sich noch einmal an den Tisch vor die Papiere. Dann erst rief er Herein! Höchstens ein Glanz in seinen Augen hätte verraten, was er gedacht hatte. Aber er hatte mit Vorbedacht sich so gesetzt, daß er die Helle der Fenster möglichst im Rücken hatte. Wer mit ihm sprach hingegen, der mußte den vollen Schein im Gesicht haben.

Ein Türknecht trat ein und meldete den Bürgermeister Dr. Fachs und den Baumeister Lotter. In Moritzens Gesicht zuckte es freudig auf. Doch nur einen Augenblick. Man kam pünktlich zur festgesetzten Stunde, um ihm wegen der Verstärkung der Stadtmauern Leipzigs Vortrag zu halten. Ein ganz kleines Schrittchen auf seinem Wege zur Macht! Und doch ein Schrittchen!

Er war klug und arbeitsfroh, willens, nicht das kleinste zu versäumen. Er winkte Einlaß. Zugleich befahl er, den herzoglichen Baumeister Kaspar Voigt und die Hofräte Georg und Christoph v. Carlowitz zu benachrichtigen.

Wenige Augenblicke später trat Dr. Fachs mit seinem Schützlinge Lotter ins Zimmer. Die jungen Leute mit den Zeichnungen wurden am Eingange sichtbar. Der Herzog ging äußerst huldvoll dem Bürgermeister entgegen und drückte ihm leicht die Hand. Auch den Baumeister begrüßte er mit einigen freundlichen Worten. Dann warf er einen fragenden Blick auf die Leute am Eingang.

Dr. Fachs hatte sich tief über die Hand des jungen Fürsten gebeugt. Jetzt sagte er: „Ew. herzogliche Gnaden haben gnädiglich genehmigt, über verschiedenes Bauwerk unserer Stadt meine untertänigste Ansicht zu hören. Ich bin in der Lage, nicht nur eine Ansicht zu äußern, sondern Ew. Gnaden dazu sogleich einige fertige Zeichnungen und Pläne zu unterbreiten; Herr Baumeister Lotter wird . . .“ Er deutete auf seinen Begleiter. Aber der Herzog unterbrach ihn. „Auf wessen Befehl wurden die Risse gefertigt?“

Fachs lächelte gewinnend. „Auf niemandes, Ew. Gnaden. Als ein echter Künstler schafft Herr Lotter auch ohne Befehl, ich selbst höchstens könnte mehr oder weniger zu den Arbeiten Anlaß gegeben haben, dieweil ich nicht müde werden zu dürfen glaubte, im Rate unserer Stadt und wohl auch Herrn Lotter gegenüber immer und immer hinzuweisen, wie alt und hinfällig unser Mauerwerk sei und der Nachhilfe in diesen Zeiten doppelt bedürftig.“

Mit dieser Auskunft schien der Herzog einverstanden. Lotter aber wunderte sich. Denn er konnte sich durchaus nicht entsinnen, jemals mit Dr. Fachs über Mauerverbesserungen der Stadt gesprochen zu haben. Doch er hatte nicht Zeit, jetzt weiter darüber zu denken.

Der Herzog wandte sich nun an ihn besonders. „Ihr seid ein wohlbewanderter Meister, ward mir gesagt.“ Er deutete durch einen Blick auf Dr. Fachs an, daß sein Wissen von diesem entstamme. Fachs verneigte sich wieder mit einem Lächeln.

„Herr Bürgermeister Dr. Fachs lobt meine bescheidene Arbeit mehr, als sie verdienet, ich bitte, meinen guten Willen für mein Vollbringen zu nehmen.“

Fachs wiegte, offenbar sehr zufrieden mit dieser belanglos-höflichen Phrase, leise den Kopf. Der Herzog nickte bloß. Er ließ die Mappen durch Lotters Leute auf eine Truhe legen. „Ihr beschäftigt viele Gesellen und Zeichner, scheint es. Ein guter Meister hat Zuspruch, man sieht es,“ bemerkte er um der Höflichkeit willen.

Lotter errötete. Er sah auf Dr. Fachs und dachte an den Rat, den dieser ihm gegeben. Fachs aber erwiderte den Blick ruhigen Auges und lächelte nur immer gleichmäßig verbindlich.

Während Lotter darauf den Inhalt der Mappen bereitlegte, begann der Herzog wieder, mit einem Blicke ihn prüfend: „Mir ist, als hätte ich Euch heute schon einmal gesehen.“

Lotter berichtete kurz von seiner Heirat und seinem Einzuge in Leipzig, bei dem er dem Zuge der Fürsten begegnet sei.

Ein Schatten flog über des Herzogs Antlitz. „Ihr seid sehr glücklich in allem, was Ihr anfangt,“ sagte er mit einer merkbaren Bitterkeit und wandte sich ab. Dr. Fachs gab einen Wink, zu schweigen. Er wußte, was den Herzog bewegte. Wider den Willen seiner Eltern hatte er Agnes, die Tochter des Landgrafen Philipp von Hessen, gefreit, aber nicht einmal an den Dresdener Hof hatte er die Gattin einführen dürfen. Er hatte deshalb zuletzt in einer Art freiwilliger Verbannung an des Landgrafen Hofe gelebt. Sein Vater war ohne des Sohnes Nähe dahingegangen.

Der Kammerdiener ließ jetzt die drei Herren, die zur Besprechung befohlen waren, hereintreten.

(Fortsetzung folgt)



Der Kampf um Weltanschauungen vor 2000 Jahren: Der Märtyrertod des heiligen Stephan. Nach einem Gemälde von C. Fracassini.

Leute von Heute.

Eine Galerie unberühmter Zeitgenossen. Von L. Niessen-Deiters.

11. Der Mensch.

Der eine hatte einen Spaten in der Hand, der andere einen Pack Flugblätter. Der mit dem Spaten warf schweigend seine Schollen um. Der mit den Flugblättern redete auf ihn, eindringlich, überzeugend, mit starken Gesten.

Er war wie ein Gefäß, bis zum Rande gefüllt mit allen Leidenschaften, Ideen, Gegensätzlichkeiten und Problemen seiner Zeit. Er lief über davon. Durch seine Überredung hämmerte der rasende Sturmlauf der Ereignisse — der ungeheure Nationalitätenkampf, Kampf um Weltmacht und Welthandel, noch nicht beendet und schon abgelöst von dem noch größeren, dem Klassenkampf. Grollender Aufstieg aus allen Tiefen — Chaos des Zusammenbruchs — Morgenröte ganz neuer Zustände... Einzelheiten schossen dazwischen auf wie Leuchtraketen: Elsaß-Lothringen — Irland — Ägypten — Selbstbestimmungsrecht — die 14 Punkte — Völkerbund der Nationen — Diktatur des internationalen Proletariats...

Und dann lenkte der ganze Strom überraschend und verblüffend wieder in die Frage ein, die im Augenblick zur Erörterung stand: „Also du kommst morgen zu unserer Versammlung. Hast du heute morgen meinen Artikel gelesen? Was sagst du dazu?"

„Gar nichts — —"

Der andere fuhr auf: „Was —?!"

„Denn ich habe ihn noch nicht gelesen."

Der mit den Flugblättern fuhr sich heftig durch das Haar.

„Herrgott nochmal! So wache doch endlich auf! Jeder Tag bringt ungeheure Veränderungen. Wie ist es nur möglich, so stumpfsinnig zu sein! Hast du denn überhaupt kein Interesse?!"

„Woran?" fragte der andere kurz und scharf zurück.

Sein Gegenüber starrte ihn an, einen Augenblick fassungslos. Dann brach er aus, außer sich, geschüttelt von den Fiebern all der ungeheuren Erregungen: „Woran! An deinesgleichen! An dir selbst! Woran! Siehst du denn nichts — hörst du nichts — fühlst du nichts —!?"

Der Mann mit dem Spaten sah ihn einen Augenblick an, aufmerksam, ernst. Dann sagte er ruhig: „Ich sehe Sieger, die nicht genug kriegen können. Ich hör' von Menschenrecht und es wird von allen unterschiedslos unter die Füße getreten. Ich fühle eine Verlogenheit, die einen ekeln kann. — Und ich glaube offengestanden, daß Mensch Mensch bleibt —"

„Aber ich! Ich glaube an eine neue Menschheit! Eine neue Menschheit kommt herauf. Wir — wir kommen! Sieh dich um! Alles Alte stürzt —"

„Formen oder Dinge? Ich behaupte nicht. Ich frage nur."

„Beides. — Sieh Europa an. Sieh die Welt an. Die Völker sind erwacht. Sie verlangen ihr Teil. Ein ungeheurer Umsturz, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat!"

„Aber wenn er vorüber ist: muß nicht doch wieder Ordnung und Gesetzmäßigkeit kommen, wenn diese neue Menschheit leben will? Und wird diese Ordnung nicht wieder ihre äußersten Spitzen haben? Wenn auch die Namen anders sind. Gestern rein gezüchtetes Blut — Heute Kapital — morgen Proletariat —"

„Herrgott noch mal — welche Beschränktheit! Und fühlst du denn nicht den ungeheuren Unterschied? Begreife doch: der Mensch ist erwacht! Die riesige Masse der Völker erwacht zum Menschentum! Das ist die Zukunft, und ich will mit dabei sein, mit jeder Fiber, bei dem, was vorgeht, jeden Tag, jede Stunde, jede Minute! Deinetwegen können wohl sechs Weltkriege kommen und sieben Weltrevolutionen! Machst du dir denn überhaupt keinen Begriff von der Entwicklung der Menschheit —?"

Hier unterbrach der mit dem Spaten seine Arbeit. Er sagte ruhig: „Vielleicht wohl. Nur sehe ich sie vielleicht mehr in Entwicklungen als in Eruptionen, und Entwicklungen gehen nicht hastig. Für mich zum Beispiel läuft eine gerade Linie von Christus —"

„Zum Bolschewismus!"

„Nein. Zur echten Demokratie. Zur Brüderlichkeit ohne Gewalt."

„Möchtest du nicht lieber auf Adam im Paradiese zurückgehen?! Ich lebe heute und morgen. Nicht gestern und vorgestern. Herrgott, Mensch, ich stehe hier und will wissen, ob du morgen mittust, und du fängst an zu salbadern —!"

„Das ist nicht meine Absicht. Ich sehe es so. Ich spreche nicht vom Kirchenchristus. Ich spreche von dem großen Umformer der Begriffe. Alles Große in den Ideen unserer Zeit, alles, was nicht nur auf Gier herausläuft, ist schon vor zweitausend Jahren gedacht und ausgesprochen worden. Du siehst, wie langsam die Menschheit denkt. Und dabei hat sie ja immer noch nichts begriffen. Oder glaubst du, es wäre etwas erreicht, wenn nun zur Abwechslung ihr die Macht bekommt?"

„Wir sind die Zukunft," sagte der andere. „Wir bringen neue Formen."

„Aber von der einzigen Formel, die menschliche Not mildern, menschliche Probleme lösen und das Leben lebenswert machen kann, von der merke ich bei euch genau so wenig wie bei den andern!"

„Heiliger Simplizissimus! Eine Formel zur Lösung der Probleme? Komm nur einmal in eine Parteivorstandssitzung, da wird dir grün. Die nächsten Generationen werden nicht ausreichen, um auch nur die Probleme dieses Augenblicks zu lösen. Möchtest du mir diese kostbare Formel nicht verraten? Damit kann man vorwärtskommen!"

„Ich glaube nicht," sagte der mit dem Spaten, und begann von neuem gelassen seine Schollen umzulegen. „Sie ist nicht populär. Sie ist zu einfach. Oder willst du morgen sagen: Liebet einander!?"

„Den Teufel werd' ich tun!" schrie der andere, nun aber ernstlich erbost. „Machst du dich über mich lustig?"

„Ich spreche durchaus ernsthaft."

„Nun — dann löse du das europäische Problem mit Bibelstellen! Verdaue den Versailler Wahnsinn mit Bibelstellen! Geh dem Kapital zu Halse mit Bibelstellen! — Doch reden wir endlich wie zwei vernünftige Menschen. Also du kommst morgen. — Ich werde wohl gewählt werden —"

Das letztere wurde ohne Überhebung gesagt. Es war nur Genugtuung darin. Außerdem, dem Sprecher ganz unbewußt, eine Dosis knabenhafter Wichtigkeit. Der Mann mit dem Spaten empfand sie. Aber er sagte aufrichtig und ohne jeden Spott: „So wünsche ich dir Erfolg."

„Und du kommst?"

„Nein."

„Nun. Dann wurstle in Gottes Namen fort! Bau Kohl! Laß dich begraben! Herrgott — ich könnte dich schütteln für deine Dummheit! Ein Kerl wie du, der Verstand genug hat, um es besser zu wissen, und schließt sich aus! Aber du lebst ja überhaupt nicht. Du läufst nur neben dem wirklichen Leben her. Du — du — Bauer!"

„Bauen tut auch der neuen Menschheit not ..."

Aber der andere hörte nicht mehr. Er ging fort, eilig und zornig. Der mit dem Spaten sah ihm lange nach, wie er davonging, seine Flugblätter unterm Arm. Und dann sah er auf das schweigende Land vor sich.

War es so? Stand er in Wahrheit außerhalb des wirklichen Lebens? Wo war stärkstes Menschentum? Wo flossen die tiefsten Quellen des Lebens?

Er sah nachdenklich auf eine Dunstwolke am Horizont, aus der, winzige Senkrechte, die Schlote aufragten: die Stadt, die Industrie ...

Und hatte er nicht tausendmal recht, der andere?

War es nicht so? Fing nicht das lebendige Menschsein erst da drüben an? Da drüben, im atemlosen Ringen, Aug' in Aug', mit hunderttausend andern? Im ununterbrochenen Austausch der Ideen, in der rastlosen Betriebsamkeit, in Kraftentfaltung, in Umsturz, Kampf und ungeheuerster Bewegung? Lebte nicht der andere soviel intensiver, der täglich zu Tausenden andern sprach und Tausende beeinflußte? Lagen nicht in Wahrheit da alle sprudelnden Quellen des Lebens?

Die feuchte Erde duftete. Eine Amsel pfiff jubilierend in den warmen Vorfrühlingsabend hinaus. Der Mann stand unbeweglich, auf sein Werkzeug gelehnt und sah zu, wie die Welt da drüben in der zunehmenden Dämmerung versank. Aber je mehr sie versank, desto deutlicher sah er sie vor sich: Stein, Eisen, Maschinen, Werkstätten und Lehrsäle. Ungeheure Mechanismen, von Menschenköpfen erdacht und in Bewegung gesetzt, die jede Möglichkeit steigerten, jede Schnelligkeit erhöhten, jede Kraft vertausendfachten — imposant und riesenhaft. Das stieg empor, das wuchs und wuchs, weit über die Dunstwolke hinaus, über den ganzen Erdball. Immer rascher, immer gesteigerter, immer rasender, in immer atemloserem Wettlauf. Bis im ungeheuren Zusammenstoß diese Mechanismen gegeneinander prallten und eine Welt in Trümmer warfen und der Wehschrei der Kreatur gen Himmel gellte ...

Und plötzlich beugte der Mann sich vor. Eine armselige kleine Blume war am Grabenrand aufgeblüht. Er pflückte sie mit einer fast zarten Bewegung, der kleine Blumenkörper lag weich und lebendig in seiner Hand und fast hätte er sie gestreichelt.

Konnten diese ungeheuren Mechanismen, diese Titanenkräfte, deren Zusammenprall eine Welt in Trümmer legte, auch nur eine solche armselige kleine Blume erschaffen?

Gelassener nahm er seine Geräte und ging dem Hause zu. Der jubelnde Amselruf folgte ihm den ganzen Weg. Und einmal blieb er stehen.

Konnte der starre Moloch, dem im Grunde dieses Übermaß der Kraftentfaltung galt, dem Millionen Leben geopfert wurden, konnten alle Milliarden der Welt nur ein einziges Glücksgefühl wecken, so heiter und so rein, wie die Süßigkeit in der Kehle dieses kleinen Vogels?

Er brachte Spaten und Hacke in den Schuppen und trat noch einmal vors Haus. Ein Rest der Unruhe war noch in ihm, der Unruhe des rasenden Wirbels, der auf ihn eingehämmert hatte, dem auch er einmal angehört und den er hinter sich gelassen hatte.

Stadt und Schlote waren nun völlig verschwunden. Die Nacht hatte ihre Flügel darüber ausgebreitet. Droben am Himmel glänzten die Sterne.

Er stand und sah zu ihnen auf, die ihre Bahnen gingen in der unerschütterlichen Gelassenheit ewiger Gesetzmäßigkeit. — Und plötzlich war ihm, als ob all die Millionen von Himmelskörpern nur kreisende Blutkügelchen im Körper Gottes seien.

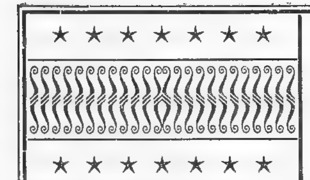
Dieser seltsamen Vorstellung aber entquoll heiß und mit demütigen Stolz das tiefste und stärkste allen menschlichen Bewußtseins: die Gewißheit, eins zu sein mit dem Göttlichen. Und der Mensch stand in schweigender Ehrfurcht unter den kreisenden Himmelskörpern.

Im Volkston. Von Kory Towska.

Meine Mutter, die die Wäsche wäscht,
Sagt: Liebe ist ein Feuer,
Und wer sie nicht beizeiten löscht,
Dem brennen Haus und Scheuer.

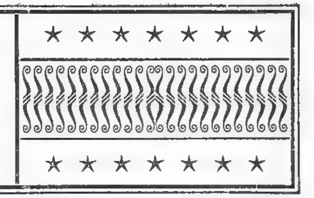
Und wer noch Holz zum Brande trägt,
Muß später Wäsche waschen,
Und wer sich's aus dem Kopfe schlägt,
Dem brennt das Herz zu Aschen.

So Feuer hier und allerwärts:
Was nützt das Wasserholen?
Ich hab' mein Haus, ich hab' mein Herz
Sankt Florian befohlen!



Gespenstersehen.

Von Felix Linke.



Wir alle haben schon Gespenster gesehen. Wenn wir nachts erwachten und das Zimmer nicht ganz finster war, kam es häufig vor, daß wir allerlei sonderbare Lichterscheinungen wahrnahmen, von denen man zwar wußte, daß sie Täuschungen waren, denen wir uns aber dennoch nicht ganz zu entziehen vermochten. Wer wie Kinder eine leicht erregbare Phantasie hat, ist ja überhaupt geneigt, sich solchen Täuschungen hinzugeben, und ich, der ich gar nicht zu den phantastisch veranlagten Menschen gehöre, habe doch als Knabe einmal allen Ernstes ein Gespenst zu sehen geglaubt, das mich furchtbar erschreckt hat. In unserm Hause war ein Todesfall vorgekommen, und ich erwachte ganz gegen meine Gewohnheit mitten in der Nacht. Der Mond schien fahl durch einen schmalen Spalt, den der Fenstervorhang freiließ. Mein Blick fiel auf die dunkle Seitenwand des Zimmers, in deren Nähe ich ganz deutlich ein Hemd und zwei glühende Augen gewahrte. Es ist unbeschreiblich, in welcher Verfassung ich endlos erscheinende Stunden völlig ruhig gelegen habe, ohne mich zu rühren, um dem „Geiste“ nicht aufzufallen, bis mich die Müdigkeit übermannte und ich wieder einschlief. Als ich am hellen Morgen erwachte, galt mein erster Blick der Stelle, wo mir nachts das Gespenst erschienen war — es war noch da! Aber wie hatte es sich verändert! Aus dem Hemd war ein breites Handtuch geworden, und die beiden glühenden Augen waren zwei Messingknöpfe. Das Glühen der Augen aber war durch einen kleinen Handspiegel verursacht, der in der Nähe des Fensters stand.

Ein Moment war dabei allerdings ungeklärt geblieben, nämlich die Bewegung, die ich an dem Gespenst wahrgenommen hatte. Woher kam die? Das Hemd hat sich sicher nicht bewegt, denn im Zimmer regte sich kein Lüftchen; Fenster und Tür waren verschlossen.

Ähnliche Erscheinungen hat wohl jeder erlebt, denn man ist solchen Neckereien sehr leicht ausgesetzt, und zwar besonders im Finstern. Sogar die Astronomen unterliegen ihnen. Es gibt z. B. eine Erscheinung, die man als das „Sternschwanken“ bezeichnet. Alexander v. Humboldt beobachtete sie gelegentlich eines Bergaufstieges vor dem Aufgang der Sonne im Juni 1799 am Abhange des Piks von Teneriffa. Mit unbewaffnetem Auge sah er „tiefstehende Sterne in einer wunderbar schwankenden Bewegung. Leuchtende Punkte stiegen aufwärts, bewegten sich seitwärts und fielen an die vorige Stellung zurück. Das Phänomen dauerte nur 7—8 Minuten und hörte auf, lange vor dem Erscheinen der Sonnenscheibe am Meereshorizont“ (Kosmos, 3. Bd.). Ähnliches habe ich bei den langandauernden photographischen Himmelsaufnahmen erlebt. Die Erklärung dieser Beobachtungen mußte unterbleiben, weil eine wichtige Erkenntnis fehlte, die erst vor wenigen Jahren gewonnen worden ist. Und zwar betrifft sie grundlegende Vorgänge beim Sehen.

Wenn sich die Sonne neigt und der Tag zu Rüste geht, dann bietet sich uns auch oft das herrliche Schauspiel des Abendrotes dar. Aber die wir noch eben in Farbensymphonien schwelgten, wissen nicht, wie schnell unser Sehorgan in der hereinbrechenden Dämmerung gerade gegen die Farben stumpf wird, die uns noch vor kurzem entzückten. Unsere Farbenempfindungen schlafen mit der Natur ein. Das Auge nimmt wohl noch wahr, aber es sieht nicht mehr farbig! Das kann man nicht bloß in der freien Natur beobachten, nein, auch im Zimmer können wir uns davon überzeugen. Ich besitze z. B. einen schönen großen persischen Teppich, der bei aller Buntheit auf Blau gestimmt ist. Nur der Rand enthält Figuren in leuchtender sattroter Farbe. Ergießt aber nachts der Vollmond sein Licht durch die breiten Fenster, dann gewinnen die roten Flecken ein gespenstisches Aussehen; sie werden schwarze Löcher.

Mit allen wirklich roten Gegenständen kann man diesen Versuch wiederholen. Und wer Gelegenheit hat, eine Gemäldegalerie gegen Abend zu besuchen, der wird mit Staunen bemerken, wie die roten Stellen der Bilder dunkel, ja schwarz erscheinen, während die blauen nicht zu sehr an Helligkeit einbüßen, wenn auch verblassen und „grauer“ oder „weißlicher“ werden.

Die fallende Tageshelligkeit macht also unser Farbenempfinden stumpfer. Es ist leicht, das zu prüfen, besonders wenn man sich fern von der Großstadt und auf dem Lande befindet, wo kein Straßenlicht stört. Um jedoch von jeder Nebenerscheinung frei zu sein, haben die Breslauer Physiker Lummer und Pringsheim in einer schönen Junimondscheinnacht eine Ballonfahrt unternommen. Zur Prüfung der Farben befestigten sie am Ballonkorb flatternde Papierfahnen aus roten, gelben, grünen und blauen Streifen, die vom Vollmondlichte hell getroffen wurden. Mit dem Tiefersinken der Sonne unter den Horizont verlor sich die Fähigkeit, Farben unterscheiden und angeben zu können, mehr und mehr, und um Mitternacht war es unmöglich, die Farben im einzelnen noch zu unterscheiden. Rot erschien tief samtschwarz, gelb ganz grau, während die blauen Streifen weißlich schimmerten. Die Landschaft erschien mit einem weißlichen Schleier überzogen, alles war „grau in grau“ gemalt, unterbrochen von schwarzen Schatten und weißlichen Stellen. „In bezug auf die Schätzung des ‚Höher und Tiefer‘ im welligen Gelände, in bezug auf die Erkennung von Einzelheiten unserm Ballon scheinbar sich nähernder Hindernisse und in bezug auf die Perspektive waren wir vielen Täuschungen unterworfen — und wurden von den beim ‚Gespenstersehen‘ auftretenden Erscheinungen geneckt. Nur der Vollmond bot bei direkter Betrachtung das gewohnte Bild, und auf seiner runden Scheibe ließen wir gern unser Auge ausruhen von der ungewohnten Anstrengung beim Stäbchensehen. Bei direkter Betrachtung nahm die Mondscheibe an stäbchenweißem Glanze zu und ab an Erkennbarkeit der Einzelheiten.“

Daß man abends und bei künstlichem Lichte Farben schlecht erkennen kann, weiß jeder, aber wie sich die Sache nun wirklich verhält, darüber geben sich die meisten keinen Aufschluß. Fragt man sie gar nach dem Warum, so werden sie vollends ratlos sein. Erst im letzten Jahrzehnt sind diese Dinge durch Professor Lummer geklärt worden.

Von „Stäbchensehen“ und „Gespenstersehen“ war die Rede. Was ist das? Bevor wir darauf eingehen können, müssen wir uns ein wenig mit dem menschlichen Auge beschäftigen.

Der Augapfel, dessen vordere Seite das sichtbare Auge bildet, ist von einer festen Haut, der Sklerotika, umgeben. Diese ist innen zunächst mit der Gefäßhaut ausgekleidet, auf der die Netzhaut (Retina) liegt. Nur an

Phot. F. Bruckmann, München.

Der Hexenmeister. Nach einem Gemälde von **Ritter August Hoffmann von Vestenhof**.



einer Stelle ist die Sklerotika durchbrochen. Hier ziehen sich die auf der Retina ausgebreiteten Sehnerven zu einem zylindrischen Strang zusammen, dessen feine Fasern zum Gehirn führen. Diejenige Stelle im Auge, wo dieser Zusammenzug stattfindet, ist der blinde Fleck. In der Augenachse selbst liegt eine bevorzugte Gegend der Retina, der gelbe Fleck, und in diesem eine besonders fein ausgebildete Stelle, die Netzhautgrube (fovea centralis).

Die Netzhaut ist ein äußerst kompliziert gebautes Organ. In ihr liegen die Gebilde, die den Lichtreiz aufnehmen. Daß die Netzhaut nicht lückenlos zur Aufnahme von Lichtreizen geeignet ist, beweist schon die bekannte Tatsache, daß es dem bloßen Auge nicht möglich ist, sehr enge Doppelsterne zu trennen. Daraus folgt, daß die lichtaufnehmenden Elemente der Netzhaut eine gewisse Entfernung voneinander haben. In der Tat besteht der Augenhintergrund, auf den die Kristall-Linse des Auges das Bild der gesehenen Gegenstände entwirft, aus einem feinen Mosaik von Nervenendigungen, die die Bildeindrücke zum Gehirn weiterleiten, wo sie uns zur Empfindung kommen. Man sieht also rasterförmig. Dieses Mosaik besteht aber nicht aus lauter gleichartigen Elementen, sondern in gewissem Durcheinander sind zwei Sorten vorhanden, die Stäbchen und die Zapfen. Die Stäbchen sind lange fadenförmige Gebilde, während die Zapfen flaschenförmig aussehen. Dieser auffällige Unterschied sowie ihre Zahl und Verschiedenartigkeit der Anordnung auf der sehempfindlichen Netzhaut des Auges läßt vermuten, daß auch die Funktionen dieser beiden Elemente verschieden sind. Die Zahl der auf der ganzen Netzhaut vorhandenen Zapfen beträgt sieben Millionen, während an Stäbchen nicht weniger als einhundertdreißig Millionen vorhanden sind. Die Zapfen sind dort am häufigsten, wohin das Bild eines Gegenstandes fällt, den man genau ins Auge faßt, also in der Netzhautgrube, während sie von da ab nach außem immer seltener werden. Umgekehrt stehen in der Hauptanhäufungsstelle der Zapfen nur diese, Stäbchen kommen dort gar nicht vor. Nach außen zu dagegen werden die Stäbchen immer häufiger, bis sie ganz überwiegen. Daraus folgt, daß man einen fixierten Gegenstand immer nur mit den Zapfen sieht, während uns die seitlich mehr ins Auge „scheinenden" Gegenstände allein durch die Stäbchen zum Bewußtsein gelangen. Mit den Zapfen sieht man direkt, mit den Stäbchen hauptsächlich indirekt. Doch weiter. Die Zapfen sind im wesentlichen auf die Farbe eingestellt. Wir fixieren Gegenstände der Hauptsache nach nur im Hellen; und da nur die Zapfen die Fähigkeit haben, Farbe als Farbe zu sehen, und von andern Farben zu unterscheiden, so können wir im Dunkeln keine Farbe erkennen. Die Stäbchen, die keine Farbe erkennen, haben dagegen die Fähigkeit, den Lichtschein gleichviel welcher Farbe als Helligkeit wahrzunehmen, selbst wenn er bloß sehr schwach ist. Daher sehen sie im Dunkeln, wenn die Zapfen noch gar keine Reize erfahren. Aber sie sehen farblos; ihnen erscheint alles in einem gräulichen, weißlichen Schimmer und nicht sehr scharf, weil ja das Bild, das die Augenlinse dort entwirft, ein indirektes ist.

Dieser Aufschluß erklärt uns nun alle die merkwürdigen Erscheinungen, die wir vorhin schon kennen gelernt haben. Wir können sie alle in einem Experiment wiederfinden, das wir leicht anstellen können. Viele Leser haben wohl eine elektrische Glühlampe mit Anschluß und ein paar Drahtwiderstände zur Verfügung, andere vielleicht eine kleine Lampe, die mit ein paar kleinen Akkumulatorenzellen zum Leuchten gebracht werden kann. Begibt man sich mit diesen Hilfsmitteln in einen völlig dunklen Raum, und ruht das Auge im Finstern eine Weile aus, so sieht man natürlich gar nichts, denn es ist ja kein Licht vorhanden, das einen Reiz auf unseren Sehapparat ausüben kann. Beschickt man nun die Lampe mit elektrischem Strome, zuerst wenig, so daß sie noch nicht leuchtet, dann mit mehr und mehr, so kommt ein Zeitpunkt, an dem das Auge einen feinen Lichtschimmer wahrzunehmen beginnt. Dieses Licht hat einen weißlichen Schein, der durch die Stäbchen wahrgenommen wird. Versucht man diesen Schein genauer anzusehen, so scheint er zu fliehen. Nur mit großer Anstrengung ist es möglich, ihn eine Weile festzuhalten. Dann aber erscheint er wesentlich dunkler, ja oft sogar wird er ganz unsichtbar. Das Ungewohnte dieser Erscheinung läßt das Auge immer wieder versuchen, des Schimmers habhaft zu werden, es folgt ihm, aber beim Fixieren verschwindet er. Das ist die Erscheinung des Gespenstersehens. Sie kommt in der Weise zustande, daß der Schimmer zuerst von den Stäbchen indirekt wahrgenommen wird. Man will ihn gern genauer anschauen, richtet dann aber die Netzhautgrube auf ihn, wo nur Zapfen stehen, die jedoch unfähig sind, ihn zu sehen. Das Auge läßt davon ab, weil es „sehen" will, es sucht und erwischt den Fleck indirekt mit den Stäbchen, indem es an ihm vorbeiblickt usf. Da man im Dunkeln keinen festen Halt hat, so scheint der Fleck zu fliehen, während es doch das Auge ist, das sich hin und her wendet. Diese merkwürdige Erscheinung ist also nicht eine bloße Täuschung, sondern sie kann bemerkt werden. Und wenn sehr gewissenhafte und glaubwürdige Leute behaupten, sie hätten ein gespenstisches Licht gesehen, so beruhen diese Angaben durchaus nicht immer auf Einbildung oder gar Lüge. Nur sehr wenige Leute werden allerdings so wenig abergläubisch sein, wie ein ausgekochter und mit allen Hunden gehetzter Physiker, und so sind denn die Erscheinungen, früher eben häufig durch die Phantasie ausgeschmückt, zu den Gespenstergeschichten geworden, als die wir sie vielfach kennen.

Doch zurück zu unserem Versuch! Geben wir der Lampe etwas mehr Strom, so wird sie dunkelrot, aber nur wenn wir sie fixieren. Blicken wir daran vorbei, so erscheint sie nach wie vor weißlich. Grund: beim Fixieren sehen wir mit den Zapfen. Die Helligkeit der Lampe ist so groß geworden, daß sie die Zapfen zu erregen vermag, und diese nehmen die Farbe wahr. Blicken wir aber an der roten Lampe vorbei, so wird sie weißlich, weil sie nur die Stäbchen erregt und diese keine Farbe sehen. Geben wir noch mehr Strom, so wird die Lampe heller und heller, und die Farben beim Fixieren und beim Vorbeischauen werden ähnlicher, weil das Lampenlicht immer weißer wird.

Nicht alle Farben vermögen die Zapfen gleich stark zu erregen. Blaugrün kann's am stärksten, Rot am wenigsten. Wenn ich daher auf meinem Teppich in der Dämmerung die blauen Farben noch sehr schön leuchtend erblicke, erscheint das Rot bereits schwarz, weil die Helligkeit schon unter diejenige Grenze gesunken ist, bei der die Zapfen noch auf Rot ansprechen können.

Höchst merkwürdige Aufschlüsse ergeben diese Erkenntnisse über das Sehen am Sternenhimmel. Wer fern von der Großstadt in klarer Sternennacht sein Auge erhebt und den Himmel überschaut, der meint, die Sterne seien unzählbar. Und dennoch sind es günstigstenfalls nur ein paar Tausend, die er wahrnimmt. Wahrnimmt! — sage ich ausdrücklich. Denn viele Sterne sehen wir direkt gar nicht, sondern nur indirekt. Und nur von den hellsten können wir die Farben angeben. Alle anderen sind farblose weißliche Pünktchen. Unser Auge ruht gern auf den hervorragenden Stellen des Firmaments, dort, wo ein besonders großer Lichtpunkt funkelt. Aber merkwürdig. Blicken wir an ihm vorbei, so erscheint er uns eigentlich viel heller, als wenn wir ihn ins Auge fassen! Das ist

nicht die Eigenschaft eines einzelnen bestimmten Sternes, sondern es ergeht uns mit allen so. Sehr lehrreich ist z. B. folgender Versuch. Man fixiert Aldebaran, den hellsten rötlich funkelnden Stern des Stieres. Dann hat man den Eindruck, als sei westlich davon der Himmel an einer Stelle mit Sternen über und über besät. Wir wissen, an jener Stelle stehen die Plejaden, im Volksmunde das Siebengestirn geheißen. Blickt man jedoch dorthin, so ist man sehr enttäuscht, denn man sieht nur sehr wenige armselig leuchtende Sternchen. Auch das ist eine physiologische Erscheinung. Bei direktem Anschauen sieht man mit den helligkeitsuntüchtigen Zäpfchen, daher sind die Sterne klein und wenig leuchtend, bei indirektem Sehen aber fällt ihr Bild auf die helligkeitstüchtigen Stäbchen, die ein helles Bild vermitteln.

Schwache Sterne sieht man bei direktem Hinsehen überhaupt nicht mehr. Nur wenn man an ihnen vorbeischaut, dann erscheinen sie, weil sie dann noch einen Eindruck auf die Stäbchen zu machen vermögen. Man kann das leicht prüfen, wenn man von einem Fenster guten Ausblick auf freies, unbeleuchtetes Gelände hat. Blickt man auf den Himmel, während hinter einem das Zimmer dunkel ist, so erscheint der Himmel mit zahlreichen Sternen übersät, entzündet man aber Licht, so wird es hell um einen, die Zäpfchen erwachen, wenn auch nur zum Teil, aber die Sterne werden fahl und glanzlos. So finden wir, daß die zahlreichen kleinsten Sterne, die wir gerade noch wahrnehmen, nicht von den Zapfen mehr gesehen werden können, daß sie nichts sind als das Werk der Stäbchen im Auge des Beschauers.

Das Ergebnis unserer Betrachtungen wirft ein ganz neues Licht auf unser Sehen. Was wir direkt beschauen, ist dunkel und matt, wenn wir aber daneben blicken, wird's hell und glänzend. Allerdings nur in der Dunkelheit; bei hellem Tages- oder Lampenlicht nicht! Diese Aufschlüsse sind höchst interessant; früher hätten wir sie belächelt. Gespenstersehen — Unsinn! — Und dennoch steckt etwas Wahres darin, wie wir jetzt erkennen. Allerdings entpuppt sich die Sache nur als notwendige Folgeerscheinung bestimmter, ganz natürlicher Tatsachen. Ehedem war das Gespenstersehen eine transzendente Angelegenheit. Jetzt ist es in den Bereich der naturwissenschaftlichen Aufklärung gerückt und wurde mit einem Male all seiner Mystik entkleidet.

Hebet die Herzen!

Gesang in den Frühling von Otto Riebicke.

Frühling!
Hebet die Herzen
aus allen Schmerzen
der Zeit!
Weit
über schwere
unergründliche Meere
von Tränen und Trauer,
von Schmerz und Schauer
bricht
Licht!

Frühling blüht auf!

Blicket hinauf
zu des Himmels Aeonen,
wo bei den fernen
helleuchtenden Sternen
Friede und Zuversicht wohnen!

Blicket hinab,
wie es tief in der Erde
dränget und quillt in der Urschöpfung
„Werde!"
wie in den Wurzeln von Blumen und Bäumen
hoffende Blüten von Früchten träumen!

Blicket hinauf und blicket hinab,
lernt aus der Wiege und lernt aus dem Grab,
wie im natürlichen Wechselwalten
alles nur ist, um sich neu zu gestalten.

Zeit kommt und rinnt.
Doch die Zuversicht spinnt
goldene Netze über die Klage
vergangener Tage;
über die Not und über das Leid
webt sie erbarmend Vergessenheit . . .

Wie wir gesunden
durch blutende Wunden,
die Gutes vom Bösen
scheiden und lösen,
So wächst auch aus Schmerzen,
die unserer Herzen
Tiefe getroffen,
doch
göttliches Hoffen!

Hebet
die Herzen!

In wachsendem Ringen,
hoch über den Dingen
treiben wir aufwärts zum letzten Vollbringen.
Hebt euch!
und lebet der Zukunft entgegen;
lasset die Arbeit die Hände regen!
Hell über schwere
unergründliche Meere
von Tränen und Trauer,
von Schmerz und Schauer
bricht
Licht!

Hebet die Herzen
aus allen Schmerzen der Zeit!



Vertiefung. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Th. und O. Hofmeister.

Eine Zukunftsaufgabe des deutschen Buches.

Gedanken und Anregungen für eine deutsche Kulturpropaganda. Von Dr. Hanns Martin Elster.

Seit länger als einem halben Jahre ruhen die Waffen. Das Leben kehrt langsam, unter den schwersten Zuckungen in friedliche Bahnen zurück. Auch in Deutschland ebbt die angespannte Kriegsenergie ab. Stärker denn zuvor tritt der wahre deutsche Geist in seinem nationalen Universalismus hervor: seelentief, weltumfassend, der Geist Weimars, Goethes und des deutschen Humanismus. Aber wie wir schon während der Kampfzeiten, da wir die Blockade rings um uns her auch nur mit mühseligen, künstlichen, zumeist mißlingenden Propagandaversuchen sprengen mußten, die Beobachtung zu machen hatten, daß der echte deutsche Geist draußen durchaus nicht bekannt, geschweige denn anerkannt werde, so müssen wir auch jetzt wieder sehen, wie sich das Urteil noch nirgends wandeln will. Noch immer werden wir geschildert und hingestellt, wie die Entente mit ihren ungeheuren Propagandamitteln uns charakterisiert und uns gesehen wissen will, leider nicht nur in den Ländern, mit denen wir Krieg geführt — da ist es schließlich nicht weiter verwunderlich —, sondern auch in den meisten neutralen Gebieten.

Es wäre falsch, wollten wir uns über diese Lage in Klagen ergehen und auf Bitten einlassen. Wir müssen vielmehr erkennen, daß auch in dieser Hinsicht die Stunde des Handelns gekommen ist. Wir müssen das Ausland wieder an den deutschen Geist heranbringen. Nicht mit den Methoden einer überstürzten Kriegspropaganda, denen schließlich jedes Mittel recht war. Sondern mit dem Willen, nur das Beste und Echteste zum Besten, zur Selbstförderung des ausländischen Geistes hinzuzubringen.

Wir sind für diese Aufgabe der Wiedereinführung und Neuaufnahme des deutschen Geistes in einer etwas zwiespältigen Lage: denn der deutsche Mensch der Gegenwart wird in den bisher feindlichen Ländern gewiß, in den neutralen zum großen Teil mit Mißtrauen als diskreditiert aufgenommen. Wir können eine Kulturpropaganda nur sehr schwer und nur in sehr geringem Umfange von Mensch zu Mensch treiben, weil wir diese rein auf Gegenwartsformen eingestellte Menschentätigkeit gar zu sehr zu tendenziösen Zwecken ausgenutzt haben. Wir dürfen uns nur unserer Kulturpropaganda durch Theatertruppen, Künstler, Ausstellungen usw. während der Kriegszeiten entsinnen, um wieder festzustellen, wie vorsichtig wir gerade hier in Zukunft vorgehen müssen. Denn wenn wir jetzt dem deutschen Geiste wieder Aufnahme im Auslande verschaffen wollen, so ist es ja nicht um augenblicklicher Zwecke willen, nicht um vorübergehenden Tages- und Zeitungsstimmungen zu dienen. Nur dann, wenn das Ausland unsere Seele und unsere Innerlichkeit so kennt, wie sie wirklich von jeher waren und für alle Zukunft sein werden, kann es uns bei Auftreten materieller Krisen richtig auffassen und damit die Möglichkeiten zu Katastrophen hintenanhalten. Man kann sich wohl denken, daß, wenn die Ententestaaten unsere Friedensliebe, unsere Weltversöhnungsgedanken, die aus unserer Geistesanlage stammen, im Jahre 1914 so aufgefaßt hätten, wie sie aufgefaßt werden mußten, es nicht zum großen Kriege gekommen wäre. Also keiner Tendenz wird die deutsche Kulturpropaganda sich in Zukunft unterwerfen dürfen, nur der Aufgabe sachlichen Unterrichtens und sachlichen Umganges. Die menschliche Subjektivität muß hierbei ausgeschaltet werden.

Es bleibt uns als einziges und in jeder Hinsicht unantastbares Mittel allein das deutsche Buch. Seine Aufgabe wird es in aller Zukunft sein, das richtige Abbild vom deutschen Geist in der Seele des Auslandes zu wecken. Nicht aus materiellen Gründen, um etwa wieder wie vor dem Kriege neben Frankreich die höchste Buchausfuhr zu haben, sondern um der Sache willen, um der Weltkultur, um der Wissenschaft willen. Jetzt, wo die Stunde, die langersehnte, gekommen ist, daß die Blockademauern fallen, ist das erste Gebot: Wie bringen wir unser gutes deutsches Buch wieder überall dorthin, wo es vor dem Kriege beliebt und geliebt war? und wie bringen wir die Seele der Fremde an das deutsche Buch und damit an das deutsche Wesen heran? Gewiß wird ein verstärkter Austausch der Zeitungen und Zeitschriften hier Mittler sein und viele neue Interessenten gewinnen. Aber uns kommt es vor allem auch darauf an, an die Volksseele des Auslandes selbst appellieren zu können, in breitestem Maße und in wirklicher Tiefe. Rein wirtschaftlich sind wir dazu bei unserer Verarmung, bei unseren Valutaverhältnissen in einer schwierigen Lage. Die veränderten Produktionsbedingungen haben unser gutes, im Material wie im Gehalt billiges Buch vor dem Kriege ungeheuer verteuert. Und doch muß es unsere Pflicht sein, wieder überall zu Worte zu kommen, weil wir auch heute noch der Schrittmacher des Weltgeistes sind im Sinne einer gerechten Weltanschauung, einer unangreifbaren Rückkehr zum Weltfrieden.

Wir werden bei dieser Buchausfuhr mit der schärfsten Konkurrenz der ehemals feindlichen Länder zu rechnen haben. Ganz abgesehen davon, daß unsere einstige Ausfuhr mindestens ein Drittel ihres Umfanges und ihres Gebietes vor dem Kriege verloren hat, haben besonders die Franzosen schon in diesen Waffenstillstandsmonaten mit ungeheurer Energie an der Eroberung der Welt durch ihr Buch gearbeitet. Die „Société d'exportation des éditions françaises“ hat ihre Organisation immer mehr vergrößert und in vollste Wirksamkeit treten lassen. Der Präsident der Französischen Republik besuchte ihre Versammlungen und sprach dort Worte, die ohne weiteres auf unsere Verhältnisse angewandt werden können: „Denn das Buch ist es, das französisches Denken und Fühlen versinnbildlicht. Das Buch verlängert das Leben der Vergangenheit in die Gegenwart hinein, es läßt abgeschiedene Jahrhunderte auferstehen, erweckt die Stimmen unserer Vorfahren. Zugleich verzeichnet das Buch unseren Gewinn an Fortschritten, gibt fruchtbaren, neuen Gedanken Raum, befeuert schöpferische Phantasie, es ist der Bote der Wissenschaft und der Herold der schönen Literatur, sichert uns gastliche Aufnahme bei Fremden und öffnet ihnen die Tür unseres Hauses.“ Und ein amerikanischer Redner, merkwürdigerweise ein Architekt, faßte die Ausfuhraufgabe sofort praktisch an: „Welch besseres Förderungsmittel unseres Einflusses kann es geben, als das Buch! Wenn wir dieses Propagandamittel von wunderbarer Werbekraft und Ausbreitungsmöglichkeit richtig zu benutzen wüßten, so könnten wir die Welt beherrschen! Nichts weiter würde dazu nötig sein, als eine gesunde Bücherpolitik. Der Staat müßte guten, ernsthaften Verlegern zu Hilfe kommen. Diese hätten nur die ersten einleitenden Schritte zu tun. Nationale billige Ausgaben unserer besten Schriftsteller sollten dann in der ganzen Welt verbreitet werden können; besondere Ausgaben für die Auslandsschulen und -hochschulen sollten von uns gemacht werden; denn die Schuljahre sind es, in denen fremdes Gepräge am eindringlichsten haftet.“

Wenn wir nun auch von einer Weltbeherrschung im Sinne dieses Amerikaners absehen, sondern nur wünschen, daß der deutsche Geist bekannt und gerecht beurteilt werde, so können wir doch auch die praktischen Vorschläge des Amerikaners völlig übernehmen und brauchen nur unsere Erfahrungen vor dem Kriege hinzuzufügen. Es war vor allem das billige, das populäre Buch und die wissenschaftliche Literatur, die der deutsche Verlagsbuchhandel ins Ausland brachte. Und wenn wir nicht außer acht lassen, daß heute Holland, die flämischen Provinzen Belgiens mit einer ungeheuren Menge französischer Bücher, die zum großen Teil unter Selbstkostenpreis auf Grund eines Zuschusses der französischen Regierung abgegeben werden, überschwemmt werden, um den während des Krieges dort stärker gewordenen deutschen Geist zu verdrängen, so sehen wir den notwendig einzuschlagenden Weg: es ist das billige Buch vor allem, das wir ausführen müssen. Das billige Buch von unseren berühmten Teubnerschen antiken Klassikerausgaben bis hin zu unseren zahlreichen Volks- und Universalbibliotheken dringt allein in das breite Volk, in die Masse und wird allein objektiv aufgenommen. Die Auswahl der Bücher sei zum Teil dem Auslande selbst überlassen, zum anderen Teil biete man ihm vor allem die Bücher, die unantastbar Offenbarungen reinsten deutschen Wesens sind. Unsere Buchhändler- und Verlegerorganisationen haben hier eine große Aufgabe. Reichen ihre Mittel nicht aus, sei es, daß wichtige Bücher, deren Herstellung heute noch hohe Kosten verursacht, der Verbilligung wegen eines größeren Zuschusses bedürfen, oder sei es aus anderen organisatorischen Gründen, so muß die Regierung einspringen, denn hinter ihr steht das Volk einig in dem Willen, daß es nicht wieder solcher falschen Beurteilung ausgesetzt sein möchte, wie zuvor. Bei allem Zwang zum Sparen darf hier kein ängstliches Knausern am Platze sein, denn welchen Schaden hier Sparen bringt, hat der Krieg bewiesen. Auch in dieser Hinsicht muß großzügige Zusammenarbeit zwischen Regierung und freier Produktion, zwischen Auswärtigem Amt, Konsulaten, Gesandtschaften und sonstigen offiziellen Vertretungen im Auslande und dem dortigen deutschen Handel gang und gäbe werden, damit wir hoffen können, daß die deutsche Kultur sich endlich die verdiente Duldung in der Welt und eine gerechte Beurteilung erringe.

Notizen. Von Max Hayek.

Man denkt nie öfter an jemand, als wenn man ihn vergessen will.

Du hast den feinsten Wein vor dir und ein kleines Insekt fällt hinein. Du entfernst es sogleich. Und der Chemiker weist dir nach, daß das Tierlein den Wein nicht im mindesten verunreinigt hat. Aber der Wein schmeckt dir nicht mehr.

Manche Menschen können nicht verstehen, warum die Sonne die Erde beleuchtet, ohne etwas dabei zu verdienen.

Seele und Körper — die friedloseste, unglücklichste aller Mesalliancen! Aber wenn sich dies Paar einmal verträgt — nur ein Viertelstündchen! — dann kommt der liebe Gott auf Besuch.



Familie Ohrwurm. Nach einer Zeichnung von Hermann Rasche.

Familie Ohrwurm.

Zur Ehrenrettung eines Verkannten. Von Carl W. Neumann. (Hierzu zwei Abbildungen.)

So oft man das liebliche Lenzwunder schon erlebt hat, in jedem Jahr wirkt es frisch und neu, und in jedem Jahr bringt es andere Geschenke und Überraschungen mit für genußfrohe Beobachteraugen. Wieviel Forscherfreuden in Feld und Wald, wenn man die innerliche Wechselbeeinflussung der Naturdinge erkannt hat, wieviel Märchenglück und Märchenpoesie auch im Kleinen und Kleinsten, wieviel stille, verborgene Schönheit in Pflanze und Tier für den sinnenden Wandersmann im Naturpark des Lebens.

„Wie klein dagegen und beschränkt
Ist doch der Ohrwurm, wenn er denkt,“

heißt es bei Wilhelm Busch, dem Unsterblichen, aber gerade der scheußliche braune Ohrwurm, den der Gärtner als schlimmen Zerstörer seiner Nelken und Georginen mit Ingrimm verfolgt, der die Hausfrau mit blassem Entsetzen erfüllt, wenn er ihr beim Gemüsezurichten jäh über die Finger huscht, und der Balduin Bählamm, den Dichter, verhindert, der Menschheit unsterbliche Verse zu schenken:

„Unheimlich kriecht er durch das Moos,
Beseelt von dem Gedanken bloß,
Wo's dunkel sei und eng und hohl,
Denn da nur ist ihm pudelwohl“ —

ausgerechnet dieser unheimliche und beschränkte, von jedermann ehrlich gehaßte Zangenkneifer bedeutet für mich eine Lenzüberraschung in hübschester Form.

Der Dichter und Kunstwart-Herausgeber Ferdinand Avenarius hat einmal mitgeteilt, wie ein Ohrwurm sein Schönheitsgefühl in Entzücken versetzte. Er hatte das Insekt durch die Lupe betrachtet, und was er da sah, das war „erstens mal ein höchst sauberes, zweitens aber auch ein feines Tier. Glieder, so zierlich wie Miniaturinstrumente aus Schildpatt. Und welche Formen! Das raffinierteste moderne Kunsthandwerk war ja Stümperei gegen diese vollendet schöne Modellierung aller Teile, die geradezu wie Idealillustrationen zu unseren höchsten Ansprüchen an Zweckmäßigkeit und Linienreiz erschienen. So dumm, so albern geradezu es mir klang, ich mußte mich fragen: Hast du denn überhaupt schon einmal ein als Ganzes und in seinen Teilen edler gebildetes, ein schöneres Tier gesehen?“ Von Stund an war für den Dichter der Ekel am Ohrwurm der Freude an seiner Schönheit gewichen.



Aus dem Leben der Familie Ohrwurm. Nach einer Zeichnung von Hermann Rasche.

Man braucht aber nicht erst die Lupe zur Hand zu nehmen, um unserem schlanken Zangenkneifer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihn von der Liste der hassenswerten Geschöpfe zu streichen. Man braucht ihn nur einmal im zeitigen Frühjahr, wenn eben die Starmätze aus Afrika heimgekehrt sind, oder im Herbst, wenn sie wieder zur Abreise rüsten, in seinen Schlupfwinkeln aufzusuchen, um sich sogleich mit dem übel Verlästerten auszusöhnen.

Was unserem Ohrwurm vor allem den Ruf eines bösen, verabscheuungswürdigen Tieres eingebracht hat, das ist seine drohende Kneifzange am Hinterleibe. Ein altes schweinsledernes Naturlexikon aus dem Jahre 1712, das mich durch seine kindlich-naiven Pflanzen- und Tierbeschreibungen

immer von neuem belustigt, obgleich es für seine Zeit eine hochrespektable Leistung bedeutete, weiß schon vom „Aurium vermis“ nichts weiter zu melden, als daß „die observationes hin und wieder zeugen, daß man deren unterschiedliche mahl in den Ohren gefunden“, und seitdem hat diese törichte Fabel sich weitervererbt von Geschlecht zu Geschlecht. Immerhin: es ist möglich, vielleicht gar wahrscheinlich, daß dann und wann sich der braune Gesell das Gehörorgan eines sorglos im Grase schlummernden Menschenkindes ein wenig eingehender betrachtet, als solchem Schlummernden lieb ist (auch andere kitzelnde Tierchen geraten uns manchmal in Ohren und Nase); daß aber der Ohrwurm mit Vorliebe sich den Gehörgang des Menschen zum Schlupfwinkel wähle und gar noch das Trommelfell mit seiner Zange zerstöre, vermag nur kritiklos verleumdender Aberglaube ihm anzudichten. Sein geweihförmiges, in Augenblicken der Aufregung wie eine Schere sich abwechselnd öffnendes und schließendes Zänglein, das physiologisch nichts anderes darstellt als ein Paar verwandelter Raife oder Schwanzfäden, wie sie bei niederen Kerbtieren häufig vorkommen, ist viel zu schwach zur Verrichtung derartiger Schändlichkeiten.

Die wahre Bedeutung des Kneiporgans wird uns klar, wenn die Liebeszeit für den Ohrwurm gekommen ist, und das ist der Fall, wenn die Blätter sich färben und abends der mächtige wilde Brunftschrei der Hirsche wie Orgelton durch das Waldrevier dröhnt. Überall, wo es Ohrwürmer gibt, herrscht dann lebhaftes Treiben. Und wie sich die Hirsche im Zweikampf auf Leben und Tod mit den stolzen Geweihen bekämpfen, so fechten dann auch unsere Ohrwurmmännchen im Sonnenschein mit ihren nur durch ein Naturversehen an eine ganz falsche Körperstelle geratenen Miniaturgeweihen. Dort wie hier geht der Kampf um der Minne Sold, bei dem hochentwickelten Säugetier ebenso wie bei dem tief auf der Stufenleiter des Lebens verharrenden simplen Insekt, nur mit dem Unterschied, daß solch ein Ohrwurmturnier niemals tödlich oder auch nur gefährlich verläuft für den einen oder anderen der beiden Nebenbuhler. Drollig sieht's aus, wenn die eifersüchtigen Liebhaber unverhofft aneinander geraten. Ohne sich ihrer als Waffen gewiß nicht verächtlichen kräftigen Beißwerkzeuge zu erinnern, machen sie wie auf Kommando urplötzlich kehrt und befehden sich so lange wütend mit ihren scharfen und spitzigen Hinterleibswaffen, bis der Besiegte sich zwar unverwundet, wohl aber matt und marode vom Kampfplatz zurückzieht, die Liebste dem Stärkeren überlassend. Unmittelbar nach dem Liebesduell wird dann Hochzeit gehalten, worauf sich die Gatten sofort wieder trennen, um jeder für sich seine eigenen Wege zu gehen.

Mit dem Kinderkriegen hat's freilich Frau Ohrwurm aus triftigen Gründen nicht eilig. Schon fegen Herbststürme heulend durch Wälder und Felder, und schon hat das zarter besaitete Leben sich vor der beginnenden schweren Wintersnot in geschützte Verstecke zurückgezogen. Unter solchen Verhältnissen ist es natürlich besser, das Eierlegen auf mildere Zeit zu verschieben, bis wenigstens die schlimmsten Gefahren und Drangsale wieder vorbei sind. Kaum aber fühlt man den Pulsschlag der Erde im Februar rascher und kräftiger schlagen, da wird auch Frau Ohrenkneifer von neuem lebendig, und wer ihr um diese Zeit hart auf der Spur bleibt, erlebt dann wohl auch jene freundliche Lenzüberraschung, von der ich gesprochen.

Trefflich geborgen vor Regen und Schnee, aber trotzdem des Sonnenscheins klug sich versichernd, hat unser Ohrwurmweibchen sich irgendwo unter einem Stein oder Holzstück ein kleines Kämmerchen hergerichtet und das verspätete Unterpfand seiner Liebe, ein Häuflein rundlicher Eier, hineingelegt. Das Tierchen selbst aber hütet den kostbaren Schatz mit der Zärtlichkeit einer echten Mutter und entfaltet bei dieser Gelegenheit Tugenden, wie wir sie in der Welt solitärer Insekten sonst höchstens in Ausnahmefällen noch finden. Ist nämlich trotz aller Sorgfalt der Ortswahl das Eierhäufchen durch Nässe gefährdet, vielleicht auch durch ganz in der Nähe bedrohlich auftauchende Wucherpilze, so läuft, wie die Berliner Entomologen Richard und Helene Heymons es mehrfach beobachten konnten, die Ohrwurmmutter davon, erkundet in der Nachbarschaft ein besseres Unterkunftsfleckchen und trägt dann ein Ei nach dem anderen aus ihrem frischen Gelege mit dem Munde hinüber, bis sie die sämtlichen oder wenigstens die meisten Eier am neuen Nistplatze wieder beisammen hat. Beschädigte oder schlecht gewordene werden verzehrt oder beiseite geschoben, die übrigen aber mit Eifer beleckt und bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich von anhaftenden Pilzsporen gereinigt. Eine solche Pflege scheint wichtig zu sein, denn falls die Entwicklung nicht schon weit fortgeschritten war, wollte es unseren Gewährsleuten niemals gelingen, aus den der Mutter weggenommenen Eiern Junge zu erziehen.

Das Hübscheste kommt aber erst, wenn nach fünf oder sechs Wochen Reifezeit aus den Eiern die Kinder entschlüpfen. Eins nach dem anderen bohren sie sich, wie die Küchlein der Haushenne, mühsam heraus aus der harten Schale, wobei ihnen gleichfalls wie jenen ein „Eizahn“ (in diesem Falle ein spitziger Stachel am Kopf) gute Dienste leistet, häuten sich gleich nach dem Eintritt ins Leben und setzen alsdann dem Vergleich mit dem anmutigen Hühnerhofbilde die Krone auf. Wie die flinke und drollige Kückenschar die besorgte Glucke, so umdrängt und umwimmelt die anschmiegsame Gesellschaft der putzigen Kneiferchen jetzt auch die Ohrwurm-Mutter, folgt ihr getreulich bald hierhin, bald dorthin, kriecht ihr vor lauter Zärtlichkeit durch die Beine und auf den Rücken, kurzum benimmt sich durchaus so, wie es sonst nur bei Kindern auf höheren Stufen des Lebens der Brauch ist. Die Mutter selbst aber hütet nicht nur ihre zahlreichen Kleinen, sondern verteidigt sie auch bei Gefahr durch bedrohliches Spreizen des Scherengeweihs und verleiht dadurch erst dem Familienbilde die harmonische Rundung.

Ist er wirklich so „klein und beschränkt“, unser Ohrwurm, wie Busch ihn uns schildert?

Dämmerung. Von F. W. Wagner.

Wenn die Dämmerung die ersten
Leisen Schatten malen will,
Wird es in den Straßen, in den Zimmern
Seltsam still.

Alle Dinge, alle Seelen
Sinnen und wissen nicht:
Gehören sie dem Dunkel an
Oder dem Licht?



Die goldene Gasse.



Novelle von Hans Hauptmann.

Eine tiefe und schmale Furche, wie sie die alten Städtebauer so gern durch die Häusermassen gepflügt haben. Sechzig Schritt lang und zwei Karren breit.

Am Eingang und am Ausgang spannt sich ein Spitzbogen hoch von Wand zu Wand. Unter dem einen macht die Morgensonne ganz früh ihren Spaziergang herein; unter dem andern kommt das Abendrot prunkend anmarschiert. So glänzt diese stille und unscheinbare Gasse zweimal am Tage in lichter Schönheit.

Mag sein, daß sie darum die goldene genannt wurde. Ein anderer Grund wäre wohl kaum einzusehen.

Fünf schmalbrüstige und schiefe Häuschen drängen sich an dem Nordrand der Gasse wie frierende Hühner aneinander. Grün, blau, rosenrot, ockergelb und nochmals rosenrot sind ihre buckeligen Fassaden gestrichen. Daran erkennt man, wo das eine aufhört und das andere beginnt.

Die Fenster sind winzig klein. Man muß beim Überschreiten der Schwellen sehr demütig tun, wenn man sich die Stirn nicht verbeulen will.

Ganz bescheiden winden sich die Treppen zum Dachboden hinauf und fressen den Stuben doch so viel Raum weg, daß sich diese in Winkeln und Ecken kuscheln müssen.

Gegenüber dagegen, am Südrand der goldenen Gasse, da tut ein stolzes Gemäuer vornehm. Der Park des Fürstenpalastes Oellingen reicht von der nächsten Parallelstraße hierher und wird dadurch das uralte ehemalige Kavalierhaus würdig abgeschlossen. Mächtig ist der Bau gefügt. Kunstvolle Schmiedegitter bauchen sich vor seinen unregelmäßig verstreuten Fenstern. Zerbröckelnde Sandsteingötter säumen den Dachsims.

Gewaltiger Feudalherrlichkeit muß man denken. Die Romantik versargter Größe schauert um das Gebäude. Der Oellingen-Palast mit seinen Prunkkammern und reichen Sammlungen ist nur noch ein Schauobjekt für die Fremden.

Im Kavalierhaus wohnt der Verwalter mit Frau und Kind und einigen Dienstboten.

Wirklich der Verwalter? —



Die alte Gasse.

Das blaue Häuschen in der goldenen Gasse gehört dem Schuster Leitner. Einem „gelehrten" Handwerker, der allabendlich seine Nase in die Bücher steckt.

Einen einzigen Sohn hat dieser Leitner. Ein schmächtiges, blasses Bürschchen von fünfzehn Jahren. Der soll einmal nicht hinter der Glaskugel sitzen. Der ist ein ganz Gescheiter. Klassenerster mit Freiplatz und Stipendium. Und hat doch den Kopf voll bunter und wilder Dinge.

Manche davon hütet er als sein Geheimnis. Vor allem seine Gedanken über das Kavalierhaus und dessen Bewohner.

Von seinem Stübchen sieht der Schustersohn in eins der großen gitterbewehrten Fenster hinein. Auf eine himmelblaue Tapete. Auf weißlackierte Möbel mit Goldleistchen und vielen Spiegeln. Oben baumelt das glitzernde Kristallgehänge eines Kronleuchters in sein Gesichtsfeld. Unten eräugt er die blitzblanke Ecke des Parkettfußbodens und ein Stück eines purpurroten Teppichs.

Seine Augen werden immer wieder groß im Anstaunen dieser Herrenpracht.

Und manchmal tauchen die Bewohner darin auf. Kann ein Fürst vornehmer aussehen als der Herr „Verwalter"? Kann eine Fürstin reicher gekleidet sein als die Frau „Verwalterin"?

Und wo in aller Welt ist ein Märchendichter, daß er die Zierlichkeit und Schönheit des blonden kleinen Mädchens beschriebe, das die Herrin des Zimmers ist?! Einmal hat er den Namen des Kindes rufen gehört: Hedwig. Er hat Hedwiga daraus gemacht — Prinzeß Hedwiga.

War Schneewittchen lieblicher? War Dornröschen anmutiger? Ach, sie hätten nur als ganz bescheidene Hofdamen neben Hedwiga bestehen können!

Der alte Leitner meint, daß sein Bub so schrecklich viel lernen müsse. Immer und immer hockt er daheim über Heften und Büchern. Aber das ist nur ein Kniff, um ungestört beobachten und träumen zu können.

Irgendwo im Süden soll sich die Familie des letzten

Fürsten Oellingen aufhalten? Frau und Kind seien krank? — Meint ihr? — Meint ihr wirklich?

Von tückischen Vettern habt ihr wohl nie gehört, die auf ein reiches Erbe spekulieren? —

Ein so reiches Erbe lohnt wohl auch einen — Mord!

Man begeht ihn nicht selbst — o nein! Man dingt Mörder — zwei, drei — vielleicht auch zehn oder zwanzig. Die suchen die Welt ab nach dem armen Opfer.

Versteck sie gut, deine holdholde kleine Tochter, Fürst — deine märchenwundersüße Prinzessin Hedwiga!

Im Kavalierhaus deines Palastes zu wohnen, ist immer noch ein arger Leichtsinn. Die Maske des Verwalters ist allzu durchsichtig. Wenn dir ein anderer so ins Fenster schauen könnte — —!

Aber ich helfe dir, Hedwiga zu beschützen. Oh — wenn ich auch noch jung und gewiß kein Riese bin — ein Knickmesser habe ich mir in der Schule eingehandelt für meine schönsten Briefmarken und einen Eichenknüttel habe ich mir im Hirschwald geschnitten. Wenn ich die geringste Gefahr wittere, bin ich drüben — eins! — zwei! — drei! — Keiner soll mir entkommen.

Dann werde ich niederknien: Holdeste Prinzeß — —

Nenn mich Hedwiga — mein Retter!

Dann wird der Fürst kommen — die Fürstin: Mein Kind! mein Kind!

Und Hedwiga wird meine Hand fassen: „Dem Robert Leitner dankt ihr es, daß eure Tochter noch lebt —"

Und der Fürst —

Nein, der Schustersohn wagt es nicht, diesen Traum ganz auszuträumen. Seine Wangen glühen, seine Augen leuchten. Um seinen blassen Mund ist ein Lächeln, das ihn fast schön macht.

Diese wundervoll phantastische Liebe zur Prinzessin Hedwiga ist sein erstes großes Erleben. Es führt ihn aus dem engbrüstigen und untiefen Winkelhäuschen in der goldenen Gasse über eine Marmortreppe mit goldenem Geländer und roten Teppichen in den ungeheuern Glanz der Welt hinaus. In Säle, die von Herrlichkeiten strotzen. In den betäubenden Duft endloser Rosengärten. Unter die Palmen Ceylons. Vor die Wunderbauten Indiens. In die keuschen Geheimnisse seines eigenen jungen Herzens.

Zum erstenmal hört er sein Blut rauschen, seine Seele singen. Und wundert sich, daß die fistelnden, süß unruhevollen Klänge wie aus Lerchenhöhe herunterkommen. Ist seine Seele im Himmel?

Wundert sich, daß gleichzeitig so Drängendes, Wildes, Aufbegehrendes im Rauschen seines Blutes kocht, als ob die Hölle ein Feuer darunter gemacht hätte.

Eines Tages gelingt dem Schustersohn ein kleines Gedicht auf Hedwiga. Das hat ihm die Seele gesungen, meint er.

Dann kommt ihm der Einfall, dieses Gedicht mit Hilfe einer langen Stange durchs Fenster in Hedwigas Zimmer zu schieben. Er zittert und ringt, wie in der Versuchung zu einer großen Sünde, und erliegt doch. Das hat ihm die Hölle eingegeben, meint er.

Aber dann sieht er Hedwigas Zimmer hell werden von dem Goldglanz ihres umlockten Köpfchens, das darin auftaucht. Er sieht die zierliche Gestalt im weißen Kleide lässig umhergehen — sich dem Fenster nähern — stutzen.

Hedwiga bückt sich — richtet sich auf — entfaltet das Briefchen, an dem Himmel und Hölle um die Wette gearbeitet haben. Liest — und schickt dann lächelnd ihre Märchenaugen auf die Suche nach dem Verbrecher.

Herrgott! Herrgott! Wie können Menschenblicke nur diese Kraft haben, eine solche Bergeslast von Glück und Not hinauszuschleudern!

Wie ein Wirbel schraubt sich die Lust, zu jauchzen, in dem blassen Jungen hoch, und doch überfällt ihn das Gefühl seiner Niedrigkeit mit heißen Tränen.

Von diesem Tage an ist Prinzeß Hedwiga viel häufiger in ihrem Zimmer zu sehen und hält sich meist in der Nähe des Fensters auf.

Als erwarte sie ihren Troubadour!

Robert schickt ihr ein zweites und ein drittes Lied. Und nun fühlt er, wie die Gedanken hin und wider gehen von Herzen zu Herzen. Wie sich eine heilige Brücke aus Tautropfen und Lichtstäubchen über die goldene Gasse hinspannt. Gerade und ausdauernd genug, daß hauchzarte Seligkeiten darauf wandern können, wie blaue Flämmchen. Daß verschwiegene Zärtlichkeiten wie vorsichtige kleine Spinnen sich daran entgegentasten und wundersam feine Fäden zwischen den beiden jungen Menschen vernetzen.

Aber nie gelingt es Hedwig, ihres Bewunderers ansichtig zu werden. Er verabscheut sich als einen Ausbund von Häßlichkeit, seitdem seine Brust so voll des Zaubers der Prinzessin ist. Er fürchtet, daß sie vor ihm fliehen würde wie die Nymphe vor einem Faun.

So bleibt seine Person von dem Reiz eines Geheimnisses umwoben, und Hedwigas Erleben ist noch abenteuerlicher als Roberts.

Sie rät nicht auf einen Sprossen des armen Schusters. Zu einem stattlichen Häufchen haben sich seine Gedichte bei ihr angesammelt. Sie findet Heines und Goethes reizendste Lyrik nicht schöner. Und ihrer schwärmerischen Jugend ist der große Dichter ein ganz Nahverwandter Gottes!

Ihr hat er das Opfer gebracht, in der Erbärmlichkeit dieses blauen Häuschens sich einzumieten. Im freiwilligen Verzicht auf die Gewohnheiten seines Standes und Reichtums lebt er in dieser unwürdigen Beschränkung, um seiner Muse nahe zu sein.

Und sein grausames Sichverbergen? Es kann keinen andern Grund haben, als den, daß er wie Egmont unerkannt bleiben will — daß Stellung, Name, Familie ihn hindern, das keusche Geheimnis seiner Liebe preiszugeben!

So leben sie beide in einem großen Glück, Hedwig und Robert, denn sie schwelgen in der Unerschöpflichkeit ihrer Träume. Sie bauen die luftigen blauen Hallen ihrer Hoffnungen unermeßlich weit und hoch. Füllen sie an mit einem berauschenden Prunk des Vorhererlebens, mit den süßen Zaubermelodien ihres singenden Blutes, mit den rosigen Wundern ihrer zaghaften Unwissenheit.

Sie suchen keine Erklärung für den anmaßenden Namen der goldenen Gasse. Denn aller Reichtum der Welt scheint ihnen in diese Furche gehäuft zu sein, die Palast und Hütte so schmal voneinander scheidet.

So tief ist die Seligkeit ihres Erlebens, daß man nicht vor der Stunde bangen darf, die ihnen Aufklärung und Enttäuschung bringen wird.

Stände der Wagen schon vor der Türe, der Hedwiga in die Hut der Mutterschwester entführen wird — du hättest keine Ursache zu jammern, Robert Leitner!

Die beiden Jahre des Träumens, die dann vergangen sein werden, haben unvergängliches Blühen aus deiner Seele gelockt. Du wirst die Ernte dieser bunten Blumen niemals erschöpfen können. Die Weihe ihrer Düfte wird in all deinem Schaffen sein, wie die Glut ihrer Farben. Die goldene Gasse wird das Symbol deines Lebens bleiben. Denn die Sonne, die früh so zärtlich hineingeleuchtet hat, wird auch den Abend mit ihrem Purpur durchglühen. Nichts ist reicher und schöner in der Erinnerung, als eine Liebe, die nur Traum und Sehnsucht war.

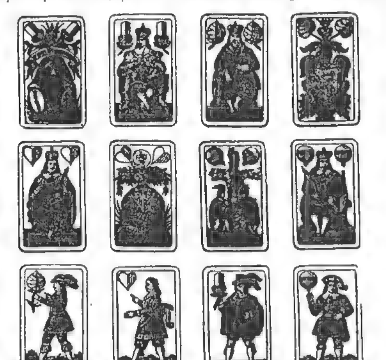
Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Deutsch-Österreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3; verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Rätsel und Spiele

Boß-Puzzle-Patience.

(Siehe Universal-Bibliothek Nr. 5738, Seite 53 ff.)

Die Karten in untenstehender Anordnung sollen durch bloßes Verschieben unter beständiger Benutzung



des stets seine Lage ändernden leeren Feldes so geordnet werden, daß in der ersten wagerechten Reihe lauter Eichel, in der zweiten lauter Grün, in der dritten nur Rot und in der vierten wagerechten Reihe die drei Schellen liegen. In allen wagerechten Reihen müssen die Karten schließlich in der Reihenfolge: Daus (As), König, Ober, Unter liegen; ob dabei die Däuser in der ersten senkrechten Reihe links oder in der ersten senkrechten Reihe rechts liegen, soll der Spieler selbst finden. Es genügt, bei der Auflösung jedesmal nur die Karte zu nennen, die verschoben wird.

Silbenrätsel.

Die erste kann allein nichts nützen,
Zwei müssen beieinander sein;
Die zweite sitzt an Hut und Mützen,
Und schnürt auch mancherlei noch ein.
Das Ganze hält die erste fest,
Die anders sich nicht halten läßt.

G. Reimmann.

Zahlenanordnung.

149	149	296	296
443	413	443	443
443	590	590	590
590	737	737	737

Die angegebenen Zahlen sind auf den 16 Feldern so zu ordnen, daß die Summe jeder wagerechten, senkrechten und Hauptdiagonalreihe 1919 beträgt. Die Zahlen auf den 4 fettumrandeten Feldern behalten ihre Stelle. C.

Besuchskartenrätsel.

Tilo E. Pietzsch

Weimar

Was ist der Herr?

Zweisilbige Scharade.

Die erste sich im Meer bewegt,
Die zweite wird aufs Feld gelegt,
Das Ganze ist stets Försters Stolz,
Und liefert schönes, gutes Holz. Th. K

Gleichklang.

Mein kurzes Wort will stützen dich;
An Häusern zeigt es vielfach sich.
Und wird es der Erziehung dienen,
Schafft's ernste und wehleid'ge Mienen.

Renate Greverus.

Auflösungen der Rätsel in Heft 36.

Skataufgabe:

A: e8, g8, r10, rK, r9, r7, sD, sO, s9, s7.
B: eD, eK, eO, e9, e7, g10, gK, g9, g7, s8.

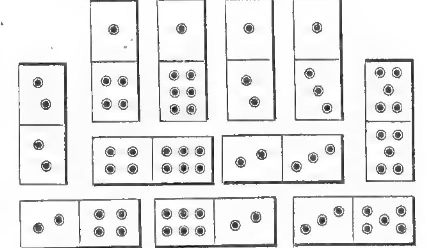
1. rK, s8, r8 — 4,
2. sD, eD, sK — 26,
3. g8, gK, gO — 7,
4. g7, gD, s7 + 11,
5. rO, r10, g10 — 23.

Damit erhalten die Gegner 60 Augen.

Das vereinte Paar: Sieger.

Palindrom: Gras — Sarg.

Domino-Aufgabe:



Wechselrätsel: Nero, Nora, Niere, Nord.

Silbenrätsel: Nachtlicht.

Magische Ecke:

t	i	f	l	i	s
i	b	a	d	a	n
f	a	s	a	n	o
l	d	a			
i	a	n			
s	n	o			

Schüttelreimrätsel: Bett—Futter, Fett—Butter.

Unsere Witzecke

Gute unpolitische Originalwitze werden angemessen bezahlt.

Aus der Kinderstube.



„Aber Kinder — was macht ihr denn da?“
„Ach, Mutti, wir spielen Menagerie, und da bin ich der Seehund.“

Druckfehler.

Aus der Rubrik Stellenangebote: Kräftiger Saufbursche sofort gesucht.





Wir bitten die geehrten Leser, bei Zuschriften an die Inserenten sich stets auf das „UNIVERSUM“ beziehen zu wollen.

Haus- und Zimmergarten

Was notwendig zu tun ist. Im Gemüsegarten: Bei anhaltender Trockenheit am Abend reichlich gießen. Alle Beete sorgfältig behacken, damit Unkraut vernichtet und die Untergrundfeuchtigkeit erhalten wird. Kohlarten flüssig düngen oder jauchen, besonders bei Regenwetter. Erbsen mit Reisig bestecken, Stangenbohnen zum Ranken anheften. Gurken und Kürbisse auspflanzen, desgleichen Tomaten, Knollen- und Bleichsellerie. Wurzelgemüse wiederholt verziehen und behacken. Spargelbeete täglich nachsehen. Ende des Stechens nach Johanni. Kartoffeln behäufeln. Leergewordene Beete düngen, graben und mit Wintergemüse bepflanzen. Zu pflanzen sind alle Kohlarten, Kohlrabi, Kohlrüben, Sellerie, Lauch, Salatrüben, Winterendivien, Kopfsalat. Gesät werden Salat, Winterendivien, Kohlrabi, Buschbohnen, Herbstrüben, Sommerrettich, Radieschen, Karotten. Erdbeerbeete sind abzuranken und die Pflanzen mit Holzwolle oder Reisig zu umlegen, um dem Beschmutzen der Beeren vorzubeugen. Würzkräuter trocknen.

Im Obstgarten: An Formobstbäumen alle überflüssigen Triebe entfernen, Holztriebe entspitzen, Leittriebe aufbinden. Auch an Reben die Geize entfernen und die neuen Triebe anheften. Fruchttragende Bäume begießen und jauchen. Reifende Früchte, z. B. Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren usw. gegen Vögel schützen. Veredelungen nachsehen, die Verbände daran lockern, Edeltriebe aufbinden. Bei Himbeeren und Brombeeren die nicht zur Entwicklung bestimmten Bodentriebe beseitigen. Mehltau und Blattfallkrankheit rechtzeitig bekämpfen, desgleichen die laubfressenden Raupen und Käfer.

Im Ziergarten: Rankende und schlingende Gewächse leiten und aufbinden. Abgeblühte Sträucher zurückschneiden, Samen von Frühlingsblühern ernten. Die Blumenbeete bepflanzen mit Sommerblühern, Blumenzwiebeln zum Trocknen unter Dach bringen. Nadelhölzer verpflanzen und begießen. Den Rasen mähen, walzen und bewässern. Gartenwege und Rasenflächen unkrautfrei halten. Alle größeren Zimmerpflanzen, Palmen, Drazänen, Blattbegonien usw. an halbschattiger Stelle im Freien unterbringen. Die Balkon- und Fensterschmückungen sorgfältig pflegen.

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

v. A. Zu unserer Notiz in Heft 33 werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß zu Landräten auch vor der Revolution Männer aus der Selbstverwaltung der Kreise ernannt wurden, die weder akademisch vorgebildet waren, noch vorher in der Beamtenlaufbahn gestanden hatten. Auch seien viele Landräte Mitglieder der nationalliberalen und Zentrumspartei gewesen, so daß also nicht ausschließlich Angehörige der konservativen Partei für dieses Amt in Betracht kamen.

Lisa in St. a) Ein altes Mittel zur Entfernung von Rostflecken aus weißem Stoff ist folgendes: Man legt den Fleck auf einen Zinnteller, gießt kochendes Wasser darüber, streut Kleesalz darauf und reibt den Fleck mit einem Schlüssel heraus. Danach muß das Kleidungsstück sofort ausgekocht werden. Versuchen Sie aber erst an einem Probefleck, ob der Kriegsstoff diese Behandlung verträgt. b) Es kommt darauf an, woher der blaue Farbfleck rührt. Oelfarbenflecke lassen sich durch eine Mischung von Terpentin und Salmiak oder durch Benzin entfernen. Farbflecke von Garn sind meist gar nicht mehr zu entfernen. Vielleicht versuchen Sie Einlegen in Salzwasser und Bestreuen mit Salz. Danach wird mit kaltem Wasser gut nachgespült.

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Ratgeber für Reise und Erholung

Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser und Gaststätten

Bädernachrichten.

Seebade-Generalabonnement Westerland-Sylt. Zunächst versuchsweise hat das Nordseebad Westerland für die Saison sogenannte Generalabonnements zur Einführung gebracht. Zu einem verhältnismäßig geringen Preise kann der Badegast damit alle Einrichtungen genießen, die es gibt. Er braucht lediglich ein einziges Mal diese Karte zu lösen, um Zutritt zu allen Veranstaltungen der Badeverwaltung und zu allen Seebädern zu haben. Aller Voraussicht nach findet diese Einrichtung bei dem Publikum großen Anklang und dürfte wohl bald in allen deutschen Bädern ihren Einzug halten. Im übrigen verweisen wir auf die heutige Anzeige der Badeverwaltung Westerland-Sylt.

Bad Elster. In den Zugsverbindungen von Bad Elster sind vom 1. Juni ab wesentliche Verbesserungen eingetreten.

Die Fremdenhamsterei. Allgemein klagen die Fremdenorte über das oft geradezu unerhörte „Hamstern", das in manchen Orten die Bewohner schon zu Tätlichkeiten gegen die Fremden geführt hat.

Bad Salzbrunn. Erholungsbedürftige können nur längstens 2 Wochen, Kurbedürftige längstens 4 Wochen und nur auf Grund eines kreisärztlichen Zeugnisses zugelassen werden.

Das Ansehen Deutschlands im Auslande. Wie schmerzlich der Besuch der deutschen Touristen im neutralen Ausland vermißt wird, zeigen uns fortgesetzt Zuschriften von dort. So erhielten wir kürzlich von einem angesehenen Hotelier im Engadin einen Brief, der sich wie folgt ausdrückt: „Ihr Schreiben weckt schmerzliche Erinnerungen in mir. Was hatten wir doch in Vorkriegszeiten für eine liebe, treue Kundschaft. Ich erwähne nicht das finanzielle Moment; das schöne war der persönliche Zusammenhang zwischen Gast und Gastgeber. Das ist nun für immer vorbei, wie manche dieser trauten Gestalten hat ihr Leben dem Vaterland geopfert, und manch andere sitzt gramgebeugt zu Hause. Und die übrigen? — diese können nicht kommen. Glauben Sie mir, wir würden Ihre Landsleute mit offenen Armen empfangen und ihnen von unserem Überfluß geben. Hier in diesem Zipfel unseres Landes kennt man die Not nur von Hörensagen usw. usw. . . . Was mich persönlich zu einem liebevollen Empfang veranlaßt, ist das Gedenken an die schwere Leidenszeit des deutschen Volkes . . . Und weiter: Auch der gesündeste Körper würde einige Monate der Ruhe bedürfen, um die lähmenden Wirkungen des Pariser Giftes zu überwinden." Diese Worte zeigen in ihrer Einfachheit, daß das deutsche Volk auch im Auslande noch nicht alle Freunde verloren hat. Es gibt, wie wir auch aus anderen Zuschriften feststellen konnten, anscheinend im Ausland sogar mehr Menschen, die an eine abermalige Zukunft Deutschlands und eine Wiedergesundung glauben, als in Deutschland selbst. Möge uns dies eine Warnung sein.

In Zuschriften an die hier vertretenen Unterrichts- und Erziehungsanstalten nehmen Sie bitte auf Reclams Universum Bezug.

Moderne deutsche Erzähler

in Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

Kurt Aram, Die Männer im Feuerofen. Roman aus der Kriegszeit. Nr. 5831–34. Grundpreis geh. Mk. 1.—, Bd. Mk. 1.50.

Der packend geschriebene Gesellschaftsroman spielt bei Ausbruch des Weltkriegs im Kaukasus und später in Sibirien und verwertet persönliche Eindrücke des Verfassers aus russischer Gefangenschaft.

Otto Jul. Bierbaum, Reife Früchte. Novellen, Skizzen und Gedichte. Mit Bildnis des Dichters und Einleitung von Fritz Droop. Nr. 5171/72. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf., Pp. 75 Pf.

„Ein Goldschächtelchen ist das Buch, darin liegen Sonnenstrahlen des Humors, und Feuerfunken des Geistes und Dampf und Rauch der lieben Erde sprühen heraus."
(Hermann Kienzl im „Tag".)

A. Blüthgen, Aus gärender Zeit. Roman. Nr. 4232/35. Grundpr. geh. Mk. 1.—, Bd. M. 1.50.

Die Wirren des Jahres 1848 bilden den Mittelpunkt der Handlung in diesem Roman.

Fritz v. Briesen, Gemütsmenschen. Fröhliche und beschauliche Geschichten. Nr. 5420. 5421. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf.

„Briesen ist der Humorist von Geblüt, der mit heiterem Herrscherblick das Menschentum überschaut. Seine Dichtung hat ausgeprägt deutsche Züge." (Tägliche Rundschau.)

C. Busse, Der dankbare Heilige und andere Novellen. Nr. 5500. Grundpreis geh. 25 Pf., Pp. 50 Pf.

Busse ist als Lyriker und literarischer Kritiker weit bekannt. Auch als Novellist beweist er ein liebenswürdiges Talent.

Ottomar Enking, Heine Stölting und andere Erzählungen. Nr. 5401. Grundpreis geh. 25 Pf., Bd. 60 Pf., Pp. 50 Pf.

„Eine seltene Dichtergabe! Jede der acht Erzählungen ist ein Meisterwerk für sich, aus dem ein wahrer Künstler und ein großer edler Geist spricht." (Ostdeutsche Rundschau.)

Otto Ernst, Vom Strande des Lebens. Novelle. Nr. 5000. Grundpreis geh. 25 Pf., Bd. 60 Pf., Pp. 50 Pf.

Die starken Bühnenerfolge vor allem haben Otto Ernst zu einer der bekanntesten Erscheinungen der modernen deutschen Literatur gemacht. Daneben aber hat er sich bald auch als Erzähler viele Freunde erworben, denen der vorliegende Band mit vier kleineren Werken sehr willkommen sein wird.

Max Eyth, Berufstragik. Novelle. Mit dem Bildnis des Verfassers und einer Einleitung von Carl W. Neumann. Nr. 5601/2. Grundpreis geh. 50 Pf., Bd. 90 Pf., Lb. Mk. 1.80, Pp. 75 Pf.

Die dem Bande „Hinter Pflug und Schraubstock" entnommene Erzählung schildert das erschütternde Schicksal eines Brückenerbauers, der jahrelang seine ganze Kraft einem technischen Riesenwerk widmet, und der dann zuletzt diesem eigenen Werke zum Opfer fällt.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheuere Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Hier ausschneiden!

Versandvorschriften

für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern.

Die Ausweisscheine können als **Drucksache** (50 g 5 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders **keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen** enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein **leicht anzuheften.**

Zur Bestellung ist ausschließlich die jedem zehnten Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 15 Pf. Porto) **oder Postscheck** (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; Gebühr bis 25 Mk. 5 Pf.) **können Bestellungen auf dem Abschnitt vermerkt werden.**

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 37

vom 12. Juni 1919 bis 12. Dezember 1919 gültig zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 6.50 Mk. zahlen, erhalten **für je zehn fortlaufend numerierte,** mit genauer Adresse versehene **Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst,** wenn die Bestellung auf der jedem zehnten Heft der Zeitschrift beigelegten **Bestellkarte** erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind **direkt an den Verlag** unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind $7\frac{1}{2}$ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 3 M. sind 15 Pf. für **Porto und Verpackungsspesen beizufügen.**

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, **empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben.** Anderenfalls muß **der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern,** damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch **unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine** entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem **Strafporto** belegt; die umstehenden **Anweisungen** sind daher **genau zu beachten.**

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je zehn Ausweisscheine werden dann zum Wert von 50 Pf. angerechnet.

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 37

vom 12. Juni 1919, gültig bis 12. Dezember 1919.

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

....

....

....

Für zehn fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst

Moderne deutsche Erzähler in Reclams Universal-Bibliothek

H. Fraungruber, Ausseer G'schichten. Erzählungen und Schwänke. Nr. 4850, 5386. Grundpreis geh. je 25 Pf.
„Ein geist- und gemütvoller Erzähler, der in ergreifend schlichter Sprache packende Erzählungen aus dem österreichischen Edelgau zu formen weiß." (Münchner Neueste Nachrichten.)

Rud. Herzog, Komödien des Lebens. 5049, 5050. Grdpr. geh. 50 Pf., Bb. 90 Pf., Bd. I in Pp. 50 Pf.
Rudolf Herzog gehört zu den beliebtesten und meistgelesenen Schriftstellern unserer Tage. Seinen zahlreichen Verehrern wird dieser billige Novellenband sehr willkommen sein.

Paul Oskar Höcker, Leichtfinniges Volk. Roman. Nr. 3212. Grundpreis geh. 25 Pf., Pp. 50 Pf.
Eine Künstlergeschichte aus Berlin, eine ungemein fesselnde und charakteristische Schilderung moderner Großstadtexistenzen.

H. Hopfen, Mein Onkel Don Juan. Roman. Nr. 4541—44. Grundpreis geh. Mk. 1.—, Bb. Mk. 1.50, Lw. Mk. 2.50.
„Ein kulturhistorischer Roman, wie er sein soll, eine Zierde der deutschen Literatur, ein Werk voll Kunst und Kenntnis." (Prof. M. Hörnes in der Wiener Montagsrevue.)

Wilh. Raabe, Zum wilden Mann. Nr. 2000. Grundpreis geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf., Pp. 50 Pf.
Ein kleineres Werk des Dichters, aber auch ein echter Raabe in all seiner Eigenart, Gemütstiefe und feinem feinen Humor.

Gabriele Reuter, Eines Toten Wiederkehr und andere Novellen. Nr. 5001. Grundpreis geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf., Lb. Mk. 1.50.
Die unermüdliche Vorkämpferin der modernen Frauenbewegung und hochbegabte Schriftstellerin geht in diesen vier Novellen vornehmlich dem Thema Frauenleben und -liebe nach.

Peter Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen. Nr. 4000. Grundpreis geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf., Lb. Mk. 1.50, Pp. 50 Pf.
Alles was Rosegger geschaffen hat, wirkt wohltuend und sympathisch. Die liebenswürdige Menschlichkeit, die Wärme und heitere Beschaulichkeit seiner Erzählweise gewinnen ihm alle Herzen und haben ihm die Bedeutung eines der volkstümlichsten Dichter unserer Zeit errungen.

Ferdinand v. Saar, Ginevra. Die Troglodytin. Nr. 4600. Grundpreis geh. 25 Pf., Pp. 50 Pf.
Die beiden feinen Erzählungen sind Saars Hauptwerke, den in Norddeutschland leider viel zu wenig bekannten „Novellen aus Österreich" entnommen. In der Einleitung würdigt Adolf Bartels die Bedeutung Saars, des „österreichischen Storm".

H. Villinger, Die Sünde des heiligen Johannes und andere Novellen. Nr. 4900. Grundpreis geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf., Pp. 50 Pf.
Als Dichterin des Schwarzwaldes hat Hermine Villinger einen guten Ruf. Frisch und anmutig, mitunter mit reizender Schalkhaftigkeit weiß sie Land und Leute zu schildern.

Luise Westkirch, Der Bürgermeister von Immelheim und andere Novellen. Nr. 5347. Grundpreis geh. 25 Pf.
— Diebe. Nr. 3800. Grundpr. geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf.
— Das Recht der Liebe und zwei andere Novellen. Nr. 4509. Grundpreis geh. 25 Pf., Bb. 60 Pf., Pp. 50 Pf.
Luise Westkirchs starkes Talent mit dem Mute der Wahrheit und dem heißen Mitgefühl für die Armsten der Armen prägt sich in ihren Novellen deutlich aus. Es sind wahre Kabinettstücke realistischer Erzählerkunst.

Für jede geheftete Einzelnummer der Universal-Bibliothek beträgt der Grundpreis 25 Pf.; auf diesen und alle anderen hier verzeichneten Grundpreise wird ein durch die ungeheure Erhöhung aller Herstellungskosten bedingter Teuerungszuschlag von zur Zeit 100% berechnet.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: Paul Lehmann, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Deutsch-Österreich Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstr. 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstr. 3. — Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I, Wollzeile 16.

Hier ausschneiden!

Für Küche und Haus

Ueberbackener Blumenkohl auf Wiener Art. Eine feste Rose Blumenkohl wird sauber geputzt, in Salzwasser mit einigen Kümmelkörnern nicht ganz weichgekocht, mit dem Sieblöffel herausgenommen und auf eine erhitzte Schüssel gelegt. Dann bestreut man ihn mit Pfeffer und übergießt ihn mit einer sehr dicken Tomaten- oder Pilztunke. Nun bestreut man ihn ziemlich dick mit einer Mischung von Brotbröseln und wenn möglich geriebenem Käse, betropft ihn mit Zitronensaft und stellt die Schüssel auf 15 Minuten in ein mäßig heißes Bratrohr, so daß sich eine knusprige Kruste auf dem Blumenkohl bildet. Hat man etwas Butter zur Verfügung, so träufelt man etwas zerlassene darüber und trägt den Blumenkohl recht heiß auf. M. K. S.

Einfache böhmische Kirschknödel. 1 kg geschälte, in Salzwasser weichgekochte, recht trocken abgegossene Kartoffeln schüttet man noch heiß auf ein Nudelbrett und zerdrückt sie sehr schnell mit dem Nudelholz zu einer knötchenfreien Masse, mengt Salz, 1 Ei oder Ei-Ersatzpulver und so viel Mehl oder Grieß darunter, daß sich daraus haltbare Knödel drehen lassen, die man mit 2—3 süßen schwarzen Kirschen oder Sauerkirschen füllt und in Salzwasser garkocht, was etwa 8 Minuten erfordert. Die Kirschknödel trägt man, mit Zucker und Zimt bestreut, recht heiß auf. Kann man's haben, so schmilzt man sie noch mit etwas zerlassener Butter oder Margarine ab. Das Kochwasser verwende man noch zu einer Suppe. Durch die Zubereitung mit den noch sehr heißen Kartoffeln werden die Knödel sehr schön locker und wohlschmeckend und sind sehr sättigend. Theresia.

Pilzkoteletten. Ein Pfundglas Steinpilze wird geöffnet oder die entsprechende Menge beliebiger frischer Pilze zurechtgemacht. Die Pilze werden auf das Hackbrett geschüttet, gewiegt, mit Mehl bestäubt und etwas Pfeffer und Salz dazugetan. Am Abend vorher wässert man 100 g Grütze ein. Diese wird mit Salz weichgekocht, mit den gewiegten Pilzen, 1 Ei, etwas guter Suppenwürze, 1 Löffel voll zerlassener Butter, $^1/_2$ Teelöffel voll gewiegter Petersilie vermengt und mit 1 Löffel voll Mehl zu einem runden glatten Teig verrührt. Auf dem mit Mehl bestreuten Blech rollt man Bällchen oder Koteletten oder Würstchen aus, wälzt sie rundum in Mehl. Man tut ein wenig Fett in die Backpfanne und brät die kleinen Pilzpastetchen schnell (auf eine größere Pfanne gehen etwa sieben), in zirka 10 Minuten rösch und gar, reicht sie mit einer Petersiliensoße zu Topinambursalat, oder zu Bohnen, zu Spinat mit Ei, zu Weißkraut usw. Hat man noch etwas Butter erübrigt, so röstet man darin gewiegte Petersilie und häuft davon ein wenig auf jedes Kotelettchen.

Suppe von Seeschollen. Eine Seescholle wird auf der dunklen Seite gehäutet. Man entfernt die Filets und benutzt diese zu einem neuen Gericht. Die Mittelgräte der Scholle und die Seiten werden in eine Kasserolle getan. Dem Wasser fügt man 1 Löffel voll Essig sowie Pfeffer und Salz zu und läßt alles tüchtig kochen. Ein Fisch ist auf 2—3 Personen zu rechnen. Ehe man die Suppe anrichtet, macht man eine dicke, dunkle Einbrenne, die man mit der sorgfältig durchgeklärten Fischbrühe verbindet, und schüttet alles in eine Suppenschüssel, in der etwas geröstetes Brot schon heißgehalten ist. Man hat damit eine sehr billige, schmackhafte und nahrhafte Suppe.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Lehmann in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Deutsch-Oesterreich, die slawischen Staaten und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I, Wollzeile 16.